

2 Sprachkontakt und kontaktbedingter Wandel als Paradigma der Sprachwissenschaft

In diesem zweiten Kapitel sollen der Gegenstand unserer Untersuchung, das hier so bezeichnete Sprachkontaktparadigma, und ihre Methoden genauer erfasst werden. Da unser Vorhaben im Wesentlichen eine historisch-kritische Auseinandersetzung darstellt, muss zuerst der in der Einleitung schon einmal angedeutete Stand der Geschichtsschreibung der Sprachwissenschaft in Bezug auf den Gegenstandsbereich Sprachkontakt und kontaktbedingter Wandel resümiert und reflektiert werden, damit die begriffliche und methodische Schärfung gelingen kann.

2.1 Zur Geschichte und Geschichtsschreibung der Kontaktlinguistik

Es gibt keine eigene Geschichte des Gegenstandsbereiches Sprachkontakt und kontaktbedingter Wandel. Es kann sie nicht geben, weil dieser Gegenstandsbereich auf ein ihm epistemisch vorgeschaltetes Objekt *Sprache* verweist, dessen eigene Geschichte die Geschichte des Gegenstandsbereiches mit enthält und, weil es sich dabei um ein Objekt spezifischer Art handelt, diese sogar maßgeblich determiniert. Denn das Objekt *Sprache* gehört mit seinen ihm jeweils zugeschriebenen Eigenschaften (zu denen wir in jedem Fall die Historizität zählen wollen) nicht zu den mess- und wiegbaren, den physischen Konkreta der Welterfahrung mit einer festen Ausdehnung in Zeit und Raum, sondern wird von einem erkennenden Subjekt aktiv konstruiert.⁴ Die Geschichte des Gegenstandsbereiches Sprachkontakt und kontaktbedingter Wandel ist deshalb immer auch eine Geschichte der Konstruktion und Erfassung des Objektes

⁴ Physisch konkret, messbar und mit einer solchen Ausdehnung sind freilich die akustische und die visuelle Seite der Sprache (vulgo: Ton und Schrift, und freilich auch Mimik und Gestik), die aber kaum den Kern des Sprachbegriffes treffen, den wir für eine Behandlung des Gegenstandsbereiches Kontakt und kontaktbedingter Wandel ansetzen müssen.

Sprache sowie der es konstruierenden und erfassenden Subjekte, und sie gehört zu einer (unter anderem) auf dieses Objekt ausgerichteten, häufig institutionalisierten Aktivität wie der Philosophie, der Sprachwissenschaft oder, bereits spezialisierter, der Sozio- oder der Kontaktlinguistik. Die Geschichten der Philosophie, der Sprachwissenschaft, der Soziolinguistik und der Kontaktlinguistik sind mithin die Orte, an denen sich das wandelnde Verhältnis von Sprache und Sprachkontakt in seinen historischen Zusammenhängen erfassen oder besser gesagt: einfassen lässt. Denn auch für die Geschichte eines Gegenstandes oder Gegenstandsbereiches gilt das, was soeben für den Gegenstand *Sprache* geltend gemacht wurde: Sie ist ein durch erkennende Subjekte aktiv konstruiertes Objekt – eine Tatsache, der zum Beispiel der Begriff der *Geschichtsschreibung* Rechnung tragen will. Auf diesem Grundriss wollen wir nun die Geschichte des kontaktlinguistischen Denkens, wie sie die aktuelle beziehungsweise rezente Geschichtsschreibung der Sprachwissenschaft erzählt, ausbreiten, daran aber nicht den Anspruch einer vollständigen Aufarbeitung knüpfen: Es sollen lediglich anhand einschlägiger Texte die Hauptlinien dieser Geschichtsschreibung herausgearbeitet und dabei Lücken und Ungenauigkeiten sichtbar gemacht werden. Eine der wichtigsten Lücken beziehungsweise Desiderate ist eine ausführliche Geschichte des kontaktlinguistischen Denkens im Monografieformat – dieses Desiderat möchte das vorliegende Buch beheben.

Einen guten Ausgangspunkt liefern uns zwei Beiträge zu einem jeweils anderen Band aus der renommierten HSK-Reihe (Handbooks of linguistics and communication science/ Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft): Michael Clynes „History of Research on Language Contact“ im Band *Soziolinguistik* (Clyne 2004, Erstaufl. 1987) und Els Oksaars „The History of Contact Linguistics as a Discipline“ im Band *Kontaktlinguistik* (Oksaar 1996). Beide verfolgen eine erkennbar ähnliche Argumentation, indem sie eine scharfe Grenze zwischen kontaktbezogener Forschung vor und nach den 1950er Jahren unterscheiden – diese Grenze gilt es, genauer in den Blick zu nehmen. Clyne wie auch Oksaar bemerken zunächst, dass Sprachkontakt schon seit vielen Jahrhunderten zur europäischen Sprachreflexion gehört (mit einer anderen beschäftigen sie sich, genau wie das vorliegende Buch, nicht), gewissermaßen weil es als *historische Tatsache* immer anerkannt war. Als Phänomen mit eigenem Erkenntniswert galt es jedoch fast ebenso lange nicht und erst in den letzten Dekaden des 19. Jahrhunderts, gibt Oksaar zu verstehen, könne ein wissenschaftliches Interesse an Sprachkontakt und Multilinguismus verzeichnet werden (1996, 2). Clyne geht sogar noch etwas weiter und schreibt, dass Sprachkontakt schon Jahrzehnte vor den 1950er Jahren ein „integral part of linguistic research“ gewesen sei (2004, 799), und selbst die Herausgeber des Bandes *Kontaktlinguistik*, in dem Oksaars Beitrag erscheint, „sind sich [...] der Tatsache voll bewußt, daß kontaktlinguistische Forschungen keine Neuerung des

20. Jahrhunderts oder gar der letzten 30 Jahre ist, sondern vielmehr schon immer – wiewohl mit variierender Deutlichkeit – integrativer Bestandteil von Linguistik und Philologie seit deren expliziter Existenz als Einzelwissenschaften war“ (Goebel et al. 1996, xxv). Die wissenschaftliche Fokussierung des Themas führt Oksaar (1996, 2) auf nicht näher (außer im Rahmen einer Referenz auf Charles Darwin) benannte Umwälzungen in den Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert zurück, aber auch auf Impulse, die der vergleichenden Sprachwissenschaft und der Romanistik (Ascolis sogenannte ‚Substrattheorie‘) zugeordnet werden können. Die ersten substantiellen Beiträge zur Erforschung von Sprachmischung und Entlehnung – also zweier konkreter Realisierungsebenen des kontaktbedingten Sprachwandels – sehen Clyne (2004, 799ff.) und Oksaar (1996, 2) bei William D. Whitney und Hugo Schuchardt in den 1880er Jahren; für Code-Switching verweist Oksaar (ebd., 6) ebenfalls auf Schuchardt, Clyne (2004, 801) erst auf Braun (1937). Einig sind sich die beiden Beiträge darin, dass insbesondere Schuchardt eine wichtige Position in der Geschichte des kontaktlinguistischen Denkens zukommt: Oksaar sieht in ihm einen „pioneer of modern language contact research“, zu dem dieser sich über seine thematisch und methodisch innovativen Beiträge unter anderem zu Pidgin- und Kreolsprachen sowie einen programmatischen Einspruch gegen die seinerzeit leitende Vorstellung von der Unmischbarkeit der Sprachen qualifiziert hätte (1996, 3). Clyne (2004, 799) auf der anderen Seite spricht Johannes Schmidt (beziehungsweise dessen Beitrag 1872) eine, etwas abweichend verstandene, Pionierrolle zu, erkennt in Schuchardt aber eine „leading figure“ in Bezug auf den Gegenstand seines Abrisses, jedoch in der Funktion eines Vorläufers („precursor“, ebd., 803), während eine zweite solche führende Figur, nämlich Einar Haugen, als Pionier („pioneer“, ebd.) der Kontaktlinguistik fungiert.

Von diesen spezifischeren Zuschreibungen abgesehen kommt zwei Autoren in beiden Beiträgen eine herausragende Bedeutung zu: Haugen und Weinreich, insbesondere durch ihre im selben Jahr, 1953, erschienenen Monografien *The Norwegian Language in America* beziehungsweise *Languages in Contact*. Clyne spricht von einem „turning point in the field“ (2004, 799), die Herausgeber des HSK-Bandes *Kontaktlinguistik* im selben Duktus, nur mit einer anderen Metapher, von „Uriel Weinreichs bahnbrechendem Buch“ (Goebel et al. 1996, xxv), und Oksaar postuliert in demselben Band, diese Texte „opened the way for general consideration of language contact phenomena“ (1996, 3).⁵ Mit der Aufarbeitung des kontaktlinguistischen Denkens nach den 1950er Jahren, die in

⁵ Viele ähnliche Äußerungen ließen sich anführen; genannt sei an dieser Stelle nur noch Höder (2016, 158), der die verbreitete Sicht auf Weinreich und Haugen als „Initialzündung der Kontaktlinguistik“ referiert.

beiden Beiträgen ausführlicher und differenzierter ausfällt, wollen wir uns hier nicht weiter auseinandersetzen, da auch der in diesem Buch veranschlagte Analysezeitraum mit der Wende zum 20. Jahrhundert endet.

Interessant ist nun, dass die hier exemplarisch an Clynes und Oksaars Beiträgen demonstrierte Darstellung der europäischen Beschäftigung mit Sprachkontakt von den Anfängen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts regelrechten Schablonencharakter hat: Die Deutung einer zwar langen europäischen Tradition dieser Beschäftigung, aber einer Begründung einer ‚eigentlichen‘ kontaktlinguistischen Forschung erst in den 1950er Jahren, die genannten Autoren und maßgeblichen Schriften sowie ein spezifisches Verständnis von Haugen und Weinreich nicht nur als Meilensteine der kontaktlinguistischen Forschung, sondern als eine *Bruchstelle* in dieser traditionsreichen Beschäftigung – diese Motive finden sich in vielen historischen Abrissen der Kontaktforschung, mit Abweichungen vor allem in der Detailliertheit und in einigen Einzelheiten.⁶ Bisweilen erstreckt sich die Vergleichbarkeit auch bis in die beschriebene Rollenaufteilung (als ‚Vorläufer‘, ‚Pionier‘ etc.) oder sogar in die Formulierung hinein (so ist etwa Schuchardt „seiner Zeit weit voraus“ bei Oksaar 1996, 3; Clyne 2004, 803; Winford 2003, 8). Zwei mögliche Gründe lassen sich dafür unmittelbar denken: Entweder dies ist eine jeweils individuell historisch erarbeitete, aber durch Ergebnisvergleich als objektivierbar erkannte und damit nach bestem Wissen rational zu begründende Ordnung, oder aber es handelt sich um eine mehr oder weniger singuläre Erarbeitung der Geschichte der Kontaktlinguistik, die seitdem, und aus unterschiedlichen Gründen, ohne größere Modifikationen kopiert und perpetuiert wird und deren kanonischer Charakter folglich nicht nur rational, sondern zumindest auch durch die Perspektivik einer *spezifischen Geschichtsschreibung* zu begründen ist. Wir wollen in dieser Arbeit die zweite Möglichkeit in Form einer Hypothese verfolgen und mit der hier vorgenommenen historisch-kritischen Erarbeitung der Ursprünge der europäischen Kontaktforschung einen Beitrag zu einer komplexeren und objektiveren Geschichte der Kontaktlinguistik leisten.

Eine erste, anfänglich nur formale Spur gibt uns der Handbuchcharakter der Publikationen, in denen die beiden zitierten Beiträge abgedruckt sind. Ein Handbuch stellt keinen Anspruch auf Vollständigkeit und präsentiert nicht den

⁶ Eine Auswahl umfasst z.B. Nelde (1982), Collinge (1995b), Winford (2003), Matras (2009), Földes (2010), Lim und Ansaldo (2016) und Höder (2016). Erfrischende Ausnahmen im Sinne einer weniger bruchhaften und/oder in der Perspektive verschobenen Deutung sind z.B. Ureland (1982) und Thomason und Kaufman (1988). Keine nennenswerte Auseinandersetzung mit der Geschichte der Kontaktforschung findet sich z.B. in den immerhin als Lehr- bzw. Textbücher konzipierten Monografien von Myers-Scotton (2002), Clyne (2003) und Riehl (2004).

Hergang einzelner Debatten oder Kontroversen, sondern resümiert einen Forschungsstand, und das im besten Fall ohne problematische Verkürzungen. Die Einzelautorenschaft bürgt dabei allerdings immer auch für eine bestimmte Optik, die von der fachlichen und intellektuellen Sozialisierung sowie dem Werdegang des Autors bestimmt wird, und diese konfligiert wiederum mit dem Anspruch auf rationale Expertise und allgemeine Geltung, der an ein solches Nachschlagewerk geknüpft wird.⁷ Der Handbuchbeitrag ist also, ähnlich wie das Einführungs- oder Lehrbuch, eine in sich widersprüchliche Textsorte. Umso bedeutsamer scheint es zu sein, die Geschichte der Sprachkontaktforschung selbstständig aufzuarbeiten und den eigenen, spezifischen Forschungsbereich darin zu situieren. Dies geschieht jedoch, so legt es die Analyse in diesem Buch letztlich nahe, noch zu selten.

Unsere beiden Handbucheinträge weisen aber noch einen weiteren, spezifischen und weitaus gravierenderen Mangel auf: Es gibt nämlich im Grunde keinerlei Forschungsstand, der inhaltlich geradlinig und unter dem Anspruch der geringstmöglichen Verkürzung zu resümieren wäre. Die vorhandenen Studien zur Geschichte der Kontaktforschung gehen mit den oben betrachteten Handbucheinträgen nicht nur inhaltlich oft konform, sondern sie weisen auch durchweg dieselben formalen Merkmale auf: Sie sind verknappende, wenige Seiten umfassende, teilweise höchst skizzenhafte Abrisse der überaus komplexen und komplex situierten Debatten, Ideen, Argument- und Personenkonstellationen, die zu einer Kontaktforschung beigetragen oder diese konstituiert haben. Die in den Handbuch- und anderen Beiträgen hervortretenden Verkürzungen, könnte man ohne große Polemik sagen, *sind* der eigentliche Forschungsstand – denn eine eigenständige, ansatzweise vollständige Aufarbeitung dieses Gegenstandsbereiches gibt es noch nicht. Dieses Buch möchte das ändern und so einen Beitrag zur Konstitution eines Forschungsstandes leisten. Analysegrundlage werden neben einer Fülle an Primärtexten auch die Geschichtsentwürfe der allgemeinen Sprachwissenschaft sein, die mit einem ungleich größeren Publikationsumfang und auch umfangreicheren Formaten aufwarten und nicht nur aus diesem Grund einen deutlich besser definierten Forschungsstand vorweisen kann. Auch sie (zum Beispiel Morpurgo Davies'

⁷ Nicolai (2014a, 1f.) fasst diese Problematik für den von ihm edierten Band *Questioning Language Contact* (Nicolai 2014b), der nämlich explizit *nicht* als Handbuch gelesen werden soll, ähnlich zusammen: „In academia, handbooks claim to present what their specialist authors consider the state of the art in a given field. The goal is to summarize on an academically recognized subject and, ideally, handbooks summarize content debate on the subject and include bibliographical resources for further reading. The goal of handbooks is to delimit a field by covering it as thoroughly as possible through a comprehensive overview, not to present novel results.“

exzellente Studie zum prägenden 19. Jahrhundert aus dem Jahr 1998) hinterlassen in Bezug auf unser Thema, die Erforschung von Sprachkontakt und kontaktbedingtem Wandel, aber eine eindeutige Lücke.

Zu den Verkürzungen der vorhandenen Geschichtsschreibungen, deren Konturen nur schwer oder gar nicht auf eine größere, sichere Forschungsgrundlage zurückzuführen sind, gehört auch die These von der Bruchstelle, die Haugens und Weinreichs Arbeiten in der europäischen Kontaktforschung induziert haben und deren Kritik und angemessener Korrektur sich dieses Buch verschrieben hat. Diese Bruchstelle teilt die Geschichte der europäischen Sprachkontaktreflexion selbstbewusst in ein Davor und ein Danach, sie markiert das Ende einer zwar als vielgestaltig, aber auch als unsystematisch und ungeleitet beschriebenen Tradition und den Beginn einer mit ungefähr entgegengesetzten Attributen versehenen und deshalb in einem engeren Sinne *wissenschaftlichen* Erforschung des Gegenstandsbereiches, auf der sich wiederum eine Disziplin *Kontaktlinguistik* begründet.⁸ Der Bruch scheidet also das Periphere vom Zentralen, das Reflektierende vom streng Wissenschaftlichen, das aus verschiedenen Richtungen motivierte und in verschiedenen Disziplinen verortete Nachdenken über einen Gegenstandsbereich von einer sich dem Gegenstandsbereich selbst verschreibenden Kontaktlinguistik. Ob es sich dabei um eine tatsächliche, autonome Disziplin handelt, sei dahin gestellt; die eher offene Definition der Herausgeber des HSK-Bandes *Kontaktlinguistik* als „eine von Linguisten aller Fachrichtungen gegenüber dem Phänomen des sozialen Kontaktes zweier oder mehrerer natürlicher Einzelsprachen eingenommene Forschungshaltung und die daraus resultierenden theoretischen und praktischen Resultate“ (Goebel et al.

⁸ Exemplarisch Nelde (1982, 16): „Eine Kontaktlinguistik im engeren Sinne geht auf die frühen fünfziger Jahre zurück“ oder (1982, 15): „eine Forschungsrichtung, die wissenschaftsgeschichtlich eine Tradition besitzt, die auf die frühen fünfziger Jahre zurück geht – die Sprachkontaktforschung oder Kontaktlinguistik.“ Vielleicht weniger radikal, aber nicht unähnlich scheint das Selbstverständnis der (europäischen) Kreolistik zu sein, wenn wir das Geleitwort der 1981 von Annegret Bollée ins Leben gerufenen „Kreolischen Bibliothek“ betrachten: „Kreolsprachen haben seit den 1960er Jahren ein verstärktes Interesse der Linguistik gefunden, nicht zuletzt, weil sie gerade in Hinblick auf Forschungen zu Sprachtypologie, Universalien und dem Übergang von Mündlichkeit und Schriftlichkeit Sprachdaten von großem Wert darstellen“. Dass auch diese Sicht modifiziert oder zumindest perspektiviert werden darf, zeigt Krämers – in dieser Reihe erschienene – Monografie zu französischsprachigen Kreolisten des 19. Jahrhunderts. Krämer (2014b, 203) spricht dort, und diese Auffassung wird hier breite Unterstützung auch aus dem nicht-frankophonen Raum bekommen, von einer „Blütezeit der Kreolistik im späten 19. Jahrhundert“, die „aus dem reinen Volumen der Textproduktion heraus objektiv festsetzbar“ ist.

1996, xxv)⁹ scheint für unsere Arbeit tauglicher und gibt mit der *linguistisch interdisziplinären Ausrichtung* und dem *Fokus auf soziale Aspekte der Sprache* auch schon Anhaltspunkte, mit der die These vom Bruch überprüft werden kann.

Weitere konkrete Anhaltspunkte sind in den spärlichen Geschichtsschreibungen der Kontaktlinguistik in der Tat schwer zu finden; wir müssen uns hier textanalytisch annähern: Oksaar (1996, 3) meint, die sich mit Kontakt befassenden Diskurse vor dem Bruch „were characterized by dissent and the lack of a systematic linguistic basis and of structural analysis as a foundation for categorizations“, und zitiert zu diesem Zweck Karl-Heinz Schönfelder, dessen Buch über *Probleme der Völker- und Sprachmischung* wahrhaft aufschlussreich für unsere Überprüfung ist, weil es, publiziert im Jahr 1956 in Halle in der frühen DDR, noch keine so exponierte Notiz von Weinreichs und Haugens Arbeiten nimmt. Schönfelder moniert auf den zitierten Seiten (1956, 7 ff.) die bis dato uneinheitliche Behandlung insbesondere der Begriffe *Mischsprache* und *Sprachmischung* (bei Schuchardt, Hermann Paul, Ernst Windisch und anderen) und erarbeitet sich ein Instrumentarium für seine eigene Studie. Seine Beobachtung ist, das werden unsere späteren Analysen bestätigen, fraglos richtig: Die genannten (und auch andere bereichsrelevante) Begriffe decken vor und im 19. Jahrhundert, als sie stärker ins Scheinwerferlicht der linguistischen Forschung rücken, verschiedene Bedeutungsaspekte ab, die in einem entsprechenden Diskurs aktiv verhandelt werden. Fraglich ist allerdings, ob diese Uneinheitlichkeit durch Haugens und Weinreichs Linguistik behoben werden konnte: Schönfelder jedenfalls attestiert diesbezüglich keinen Bruch und auch die Fortsetzung des Diskurses um die Konzepte und Begriffe des kontaktbedingten Sprachwandels bis in die unmittelbare Gegenwart scheint eher auf Kontinuität hinzudeuten (für einen minimalen Einblick vgl. z.B. Thomason und Kaufman 1988; Thomason 1997; Coetsem 2000; Johanson 2002; McWhorter 2005; Pagel 2015; Ludwig, Mühlhäusler und Pagel 2019a).

Systematisch erforsche man, so Oksaar (1996, 1) weiter, erst seit den 1950er Jahren nicht nur *was* im Sprachkontakt geschieht, sondern ebenso *wie* und *warum* welches Kontaktphänomen auftritt, und zwar deshalb, weil in der Architektur der modernen Kontaktforschung auch psychologische, soziologische, politische und geografische Aspekte und Bedingungen des Sprachkontaktes zum Tragen kommen. Darin liegt sicher auch eine Voraussetzung für die

⁹ Der Begriff *Kontaktlinguistik* wird, so die Herausgeber (ebd.), in der Nachfolge von Weinreichs „bahnbrechendem Buch“ durch das Brüsseler Mehrsprachigkeitszentrum und anlässlich des ersten Weltkongresses zu Sprachkontakt und Sprachkonflikt 1979 geprägt.

von Haugen und Weinreich eröffnete „general consideration of language contact phenomena“ (ebd., 3). Ähnlich fasst Clyne einen interdisziplinären Überbau in sein Argument für den Bruch ein, wenn er schreibt (2004, 799), dass „[b]oth Haugen and Weinreich worked within the framework of structural linguistics, but both demonstrated a need and ability to incorporate social and psychological aspects into the study of bi- and multilingualism.“ Und auch schon für Peter Nelde, der 1982 einen in dieser Lesart frühen Stand der Kontaktlinguistik resümiert, handelt es sich bei dieser um eine „je nach Blickwinkel soziolinguistisch oder sprachsoziologisch ausgerichtete Vorgehensweise“ (1982, 15), wobei die

[s]oziologische[n] und psychologische[n] Gesichtspunkte [...] jedoch erst von Weinreich, Fishman und Haugen ins Spiel gebracht [wurden], und zwar unter besonderer Berücksichtigung sprachexterner und sprachinterner Faktoren. Damit verschob sich der ursprünglich interlinguale Charakter der Forschung zugleich auch auf interethnische Kontakte, so dass neben Interferenz- und Transferenzuntersuchungen auch soziale und situative Elemente der Sprachverwendung, Gebrauchsbereiche (Domänen), Einstellungen (Attitüden), Stereotype und Vorurteile in den Vordergrund rückten. (Nelde 1982, 16 f.)

Nun ließe sich über die Art und Reichweite, die Systematizität des Einbezugs aller hier genannten Aspekte vor und nach Weinreich und Haugen sicherlich diskutieren, doch ob sich daraus ein handfestes Argument für den postulierten Bruch ableiten lässt, ist abermals fraglich. Das gilt ganz besonders für die hier besonders herausgehobenen sozialen oder soziologischen Aspekte. Denn dieses Buch wird eines deutlich zeigen: dass sich die Entstehung des Sprachkontaktparadigmas im 19. Jahrhundert parallel zur Emergenz eines übergeordneten, sozialen oder soziologischen Paradigmas der Sprachbetrachtung vollzieht und mit diesem untrennbar verknüpft ist. Die intrinsische Verbindung zieht sich bis in das Werk einzelner Autoren hinein, das wir deshalb auch für beide Paradigmen als konstitutiv verstehen müssen. Dies betrifft besonders den hier schon einmal kurz genannten Whitney, mit dem einige historiografische Arbeiten, die wir uns später genauer anschauen wollen, die Soziolinguistik beginnen lassen, und nicht erst, wie üblich, mit William Labov in den 1960er Jahren. Clynes Fazit, nach dem wiederum „Haugen’s and Weinreich’s work can be considered the beginning of (American) sociolinguistics“ (2004, 799) scheint demgegenüber eine kaum belastbare Ausweitung seines Arguments für einen Bruch in der europäischen Sprachkontaktforschung zu sein. Wir werden sehen, dass der Blick der Kontaktforschung schon im späten 19. Jahrhundert auf die gesamte Palette der sozialen Aspekte in den epistemischen Bereichen Sprache und Sprachkontakt gerichtet war – und gerichtet sein musste, weil sich zu diesem Zeitpunkt und parallel eine erste, moderne soziale oder soziologische Sprachtheorie formiert hat.

2.1 Zur Geschichte und Geschichtsschreibung der Kontaktlinguistik

Die postulierte Systematizität in der Folge von Haugen und Weinreich hat aber noch eine zweite, ganz grundlegende Komponente, die hier ebenfalls schon einmal angeklungen ist: das strukturalistische Paradigma als theoretisch-methodischer Rahmen. Höder bringt in seinem Aufsatz zu einer Neulektüre von Weinreichs Klassiker beide Komponenten zusammen:

Entsprechend gibt es [vor Weinreich, SP] keine linguistische Tradition, die das Vorhersagbare, Regelhafte, Systematische im Sprachkontakt in den Mittelpunkt stellt. Sprachkontakt gilt bis weit ins 20. Jahrhundert als Randerscheinung, die als destruktiver, mehr oder minder chaotischer Faktor mit der ‚normalen‘, also kontaktunabhängigen Sprachentwicklung interferiert. Im Gegensatz dazu betont Weinreich gerade die Systematizität von Sprachkontakt. Das geschieht zum einen, indem er einen integrativen Blickwinkel auf Sprachkontakt anstrebt: Sprachkontaktphänomene stehen in einer komplexen, aber systematischen Relation zu ihren gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und zur kommunikativen Funktion von Sprachen in der jeweiligen Kontaktkonstellation. Entsprechend sollen auch sprachsoziale und strukturelle Parameter in der kontaktlinguistischen Analyse aufeinander bezogen werden. [...] Zum anderen hat Weinreich, von einem strukturalistischen Standpunkt aus, auch in der Struktur von Sprachen und Varietäten im Kontakt selbst mehr System gesehen und beschrieben als andere. (Höder 2016, 163)

Dabei wird zuerst einmal Kontinuität sichtbar: Sprachkontakt gilt „bis weit ins 20. Jahrhundert“ als eine Art Anomalie im sprachwissenschaftlichen Weltbild, der – dann naturgemäß – eine gewisse Unregelmäßigkeit zugesprochen wird. Unmittelbar vor der zitierten Passage hat Höder im anekdotischen Rahmen bereits demonstriert (ebd.; vgl. Fn. 3 weiter oben), dass diese Sichtweise auch heute nicht grundsätzlich behoben ist, sondern dass unterschiedliche wissenschaftliche Hintergründe Mehrsprachigkeit und Sprachkontakt unterschiedlich bewerten lassen. Der Wert von Weinreichs Sprachwissenschaft liege nun in ihrer Systematizität durch Einbindung einer sozialen und kommunikativ-funktionalen Perspektive einerseits und eines strukturalistischen Standpunktes andererseits.

Dabei hängen bei genauerer Betrachtung alle drei Elemente aufs Engste zusammen: Eine positive oder wenigstens wertfreie Evaluation von Sprachkontakt, eine Bewertung als *normales* – und das bedeutet in der Tradition der europäischen Sprachreflexion auch: als geordnetes, *systematisches* – Phänomen empfiehlt sich vor bestimmten wissenschaftlichen Hintergründen oder Paradigmen, während andere sich tendenziell dagegen verwehren. *Ein* solcher kontakt-offener Hintergrund, ein solches kontaktsensibles Paradigma ist das sozial- oder soziologisch-linguistische. Dieses gewinnt, wie eben schon hervorgehoben wurde und später sorgfältig gezeigt werden soll, bereits im ausgehenden

19. Jahrhundert deutliche Konturen. Vielleicht ist dieses sogar ein *ideales* Paradigma für eine wertneutrale Deutung von Sprachkontakt und Sprachmischung – auch dieser Überlegung wollen wir intensiver nachgehen, denn sie könnte begründen, warum schon zu diesem Zeitpunkt in der Geschichte der Sprachwissenschaft eine theoretisch wie empirisch systematische Auseinandersetzung mit Sprachkontaktphänomenen sowie systematische Verknüpfungen dieser Phänomene mit sozialen (und anderen) Parametern vorliegen, und wieso ebenfalls schon ausdrücklich (wie zum Beispiel in Schuchardts Diktum „Es gibt keine ungemischte Sprache“) die Normalität von Sprachkontakt postuliert wird.

Ein anderer, für eine Betrachtung des Gegenstandsbereiches Sprachkontakt allerdings bedeutend problematischerer wissenschaftlicher Hintergrund ist das meist auf Ferdinand de Saussure zurückgeführte strukturalistische Paradigma – und dieses ist in der Tat erst von Haugen und Weinreich breitenwirksam auf den Gegenstandsbereich übertragen worden. Auch Haugens und Weinreichs und die auf ihnen aufbauende und sich auf sie berufende Kontaktforschung untersucht Sprachkontakt deshalb *systematisch*, auch sie korreliert Sprachinternes mit Sprachexternem und versucht Positionsbestimmungen, zum Beispiel in den saussureschen Dichotomien *Diachronie/Synchronie*, *langue/parole*, *paradigmatisch/syntagmatisch*. Der entscheidende Punkt jedoch ist, dass es sich hierbei nicht um eine *objektive*, sondern um eine *spezifische Systematizität* handelt, die durch das strukturalistische Paradigma definiert wird.

Dies ist ohne Zweifel zu verallgemeinern: Jede sprachwissenschaftliche Begriffs- und Konzeptbildung, jede Einordnung, konstatierte Relation, Korrelation etc. kann zunächst einmal nur nach den Maßgaben des Hintergrundes oder Paradigmas als systematisch oder unsystematisch bewertet werden, vor beziehungsweise in dem sie vorgenommen wurden. Systematizität bezieht sich auf ein bereits konstituiertes System, es gibt für sie keinen objektiven Maßstab. Auch für wissenschaftliche Systeme gilt deshalb grundsätzlich das, was wir am Anfang des Kapitels von der Sprache und der Geschichte behauptet haben: Sie sind aktiv, durch erkennende Subjekte konstruierte Objekte. Weinreichs und Haugens Kontaktforschung ist deshalb systematisch im Sinne des Strukturalismus und der Soziolinguistik dieser Zeit, was die Forschungen zum selben Gegenstandsbereich in den Jahrzehnten und Jahrhunderten vor ihnen aber nicht weniger systematisch oder gar unsystematisch macht. Diese müssen und können nur nach den Systematizitätskriterien ihrer eigenen wissenschaftlichen Hintergründe beurteilt werden. Eine Übertragung dieser Kriterien von einem Hintergrund auf einen anderen ist prekär und ein metaparadigmatischer Vergleich der Kriterien kaum weniger heikel, schon weil eine paradigmenneutrale Metasprache fehlt. Dies führt uns bereits weit hinaus auf das Feld der Wissenschaftstheorie oder -philosophie, mit dem wir uns gleich im Anschluss an dieses Kapitel genauer befassen wollen.

Schon auf dieser Grundlage aber können wir die ‚Kritik‘ der Geschichtsschreibung an der vorhaugen- und vorweinreichschen Kontaktforschung besser erfassen und diskutieren: Wenn Oksaar (1996, 3) schreibt, dass „[o]nly after the structuralist methodology and synchronic techniques of description of the middle of the century did the scope of research on language contact and multilingualism broaden significantly“, dann ist das aus Sicht einer sich entfaltenden strukturalistischen Sprachwissenschaft wohl richtig, aber es fehlen Maßstäbe für eine Objektivierung, die erst recht wichtig werden, wenn an den beschriebenen ‚größeren Forschungsumfang‘ ein Bruch in der Reflexionstradition gekoppelt wird. Dass „[l]anguage contact research has used contrastive and confrontative techniques of analyses and models since the 1950s“ (ebd., 3) soll ebenfalls zur Schärfung dieser Bruchstelle beitragen, dabei gehören die genannten Techniken aber zu einer Ausrichtung der *vergleichenden Sprachwissenschaft* (im Ostblock des Kalten Krieges tendenziell *konfrontativ*, im Westen *kontrastiv* genannt), die bereits mit dem strukturalistischen Paradigma operiert, und sind mithin schwer auf das 19. Jahrhundert übertragbar. *Komparativ* haben freilich auch die Sprachwissenschaftler, die sich in dieser Zeit mit Sprachkontakt befassten, wie Schuchardt und Whitney, gearbeitet, jedoch im Rahmen anderer Paradigmen (insbesondere des historischen und eines frühen soziologischen). Aus ähnlichen Gründen läuft auch die Erfassung der Bruchstelle durch andere, auf verschiedenen Ebenen angesiedelte Systematisierungen – terminologische und konzeptuelle in Bezug auf die Kontaktphänomene, klassifikatorische zum Beispiel bei den „cases of interference and borrowing“, und grundlegende wie die um die Dichotomie *langue/parole* (Oksaar 1996, 3 f.) – ins Leere: *Langue* und *parole* gehören idiomatisch zu Saussures Sprachtheorie, aber nicht zu der Whitneys und Schuchardts, die übrigens beide Saussures Werdegang verfolgt, aber immer auch kritischen Abstand zu dessen Sprachwissenschaft gewahrt haben, aus Gründen, die unter anderem mit der sozialen Perspektive auf Sprache zusammenhängen und auf die wir später genauer eingehen wollen. Analoges lässt sich auch über den Begriff beziehungsweise die Erscheinungsklasse *interference* sagen, die beide von Weinreich erst in dieser Form geprägt wurden und deshalb natürlich von den Termini, Konzepten und Klassen wie *borrowing/Entlehnung*, mit denen früher operiert wurde, sinnhaft abgehoben werden mussten.

Auch wenn wir dafür einige Schritte vorausgreifen müssen: Weinreich selbst zeigt letztlich zu Beginn seines *Languages in Contact* deutlich, welchem sprachtheoretischen Ansatz er sich verpflichtet fühlt – aber er zeigt ebenso, wiewenig womöglich unbewusst, aus welcher Tradition dieser Ansatz unter anderem schöpft. Dort heißt es, in Form einer Definition des Gegenstandes: „In the present study, two or more languages will be said to be *in contact*, if they are used alternately by the same persons. The language-using individuals are

thus the locus of the contact“ (Weinreich 1953, 1). – Das Individuum als konkreter Ort der Sprache, des Sprachwandels und des Sprachkontaktes, das ist, wie wir später sehen werden, ein Gedanke, der schon von Whitney und Schuchardt im ausgehenden 19. Jahrhundert formuliert und theoretisch verwertet wurde. Weinreich fährt fort:

Thoses instances of deviation from the norms of either language which occur in the speech of the bilinguals as a result of their familiarity with more than one language, i.e. as a result of language contact, will be referred to as *interference phenomena*. It is these phenomena of speech and their impact on the norms of either language exposed to contact, that invite the interest of the linguist. (Ebd., Hervorh. i. Orig.)

Whitneys und Schuchardts Erkenntnis der ungeheuerlichen Varianz der Sprache noch bis über die Ebene der Idiolekte hinaus hat die Rede von konkreten, beschreibbaren *Normen* einer Sprache in ihrem Ansatz schwer gemacht (vgl. Kap. 4.8, 4.9). Insbesondere Schuchardt hat sich Zeit seines Lebens gerade den Rändern, dem Besonderen und Außergewöhnlichen, eben dem *Nicht-Normhaften* an der Sprache verpflichtet gefühlt und alle kategorisierenden und typisierenden Beschneidungen der bunten, vielfältigen Welt des Sprachlichen mit großem Argwohn betrachtet. Die (erneute) Beschneidung dieser Varianz und Vielfalt durch Vereinheitlichung und Begrenzung des Studienobjektes *Sprache* ist Merkmal und Methode des strukturalistischen Ansatzes, aber sie ist nicht grundsätzlich gleichbedeutend mit größerer Systematizität.

Der in der Geschichtsschreibung der Kontaktforschung kanonisierte Bruch mit Weinreich und Haugen ist also in erster Linie ein Bruch aus der spezifischen Sicht des Strukturalismus und der Soziolinguistik der 1970er und 80er Jahre. Clyne, dessen Expertise zum Thema bis in diese Zeit zurück reicht (z.B. Clyne 1972, 1975), erfasst ihn in der Sache richtig (obgleich ohne die nötige Neutralität), wenn er in seiner Konklusion schreibt, dass „[t]he developments described in this survey reflect changes in linguistic movements, from historical to structural, and to ‘pre-sociolinguistic’“ (2004, 803). Die Geschichtsschreibung selbst entpuppt sich damit als einseitig perspektivierte; auch diese These soll im nachfolgenden Analyseteil dieser Arbeit ausführlich belegt werden.

Unter dem ausdrücklichen Vorbehalt dieses Belegs bleibt an dieser Stelle die Frage danach, aus welchen Motiven heraus die Kontaktforschung in der Nachfolge Haugens und Weinreichs in ihrem Selbstverständnis mit der Tradition des 19. Jahrhunderts gebrochen und sich als einen Neuanfang begriffen haben könnte. Eine Kombination aus der sozialen Perspektive des späten 19. Jahrhunderts und der strukturalistischen des 20. Jahrhunderts wäre immerhin denkbar und dann auch schlicht additiv, ohne dezidierten Bruch interpretierbar gewesen. Hier gibt uns noch einmal Nelde ein interessantes

Indiz, wenn er ganz zu Beginn seiner „Überlegungen zur Kontaktlinguistik“ deren Entstehung (freilich mit Weinreich und Haugen) aus einer weitaus größeren „Verschiebung“ in der Linguistik herleitet, die von der „Illusion“ der chomskyschen „in sich völlig homogenen Sprachgemeinschaft“ zu einer „die sozialen, psychologischen und individuellen Komponenten berücksichtigenden Betrachtungsweise“ übergeleitet hat. Im Zuge dieser Fokuserweiterung „sollten mehrdimensionale Strategien die – häufig – eindimensionale Systemlinguistik ersetzen“ (1982, 15). Wir können daran mutmaßen, dass es der frühen kontaktlinguistischen Geschichtsschreibung in den 1970er und 80er Jahren zumindest auch darum ging, sich gegen die seinerzeit dominante Sprachwissenschaft Noam Chomskys abzusetzen. Da diese mit ihrem mathematischen Formalismus eine in der europäischen Tradition besonders prototypische Wissenschaftlichkeit ausstrahlt, schien ein rhetorischer Anschluss an die wiederum prototypisch geisteswissenschaftliche, in sozial-kommunikativen Parametern fundierte Kontaktforschung etwa Schuchardts das verfügbare Abgrenzungspotential vielleicht nicht voll ausschöpfen zu können. Die zur selben Zeit kaum weniger einflussreichen und in ihrem theoretisch-methodischen Design ‚wissenschaftlicher‘ auftretenden Ansätze des Strukturalismus und der Soziolinguistik¹⁰ boten hier das bessere Identifikationsmodell, und in ihrem Rahmen sind Weinreichs und Haugens Arbeiten freilich auch qualitativ herausragende Pionierstudien. In der gleichen Weise, in der Chomsky seine eigene Linguistik als Revolution inszeniert und dabei (fraglos vorhandene) Kontinuitäten unter den Tisch fallen lassen hat, wurde auch die Kontaktlinguistik als (etwas bescheidenere) Revolution inszeniert, und das bedeutet: Kontinuitäten mussten zu Brüchen umgedeutet, die Qualität früherer Arbeiten abgewertet¹¹ und den über diese Arbeiten tradierten Konzepten und Synthesen (das betrifft zum Beispiel insbesondere den Einbe-

¹⁰ Aufschlussreich ist hier z.B. die Lesart Lightfoots, der selbst ein stark von Chomsky geprägtes, biologistisches Sprachverständnis vertritt, von William Labovs Grammatikauffassung: „[Labov’s] claim is that speakers’ grammars are psychological/biological entities existing in the minds of individual speakers in pretty much the same sense I have argued here, but that these grammars contain rules which contain variables“ (Lightfoot 1999, 81).

¹¹ Vgl. Clyne (2004, 803), der schreibt: „It may be concluded that most of the topics and issues of recent years were already the object of inquiry in the pre-Weinreich period. There are the beginnings of a coherent theory as well as an emerging terminological framework, but the earlier literature is weak on methodology and systematization and especially inept in empirical methods and experimental design, leading to difficulties in comparisons. There is much anecdotal information, much of it unvalidated.“ Ähnlich, obgleich etwas dezenter, Oksaar (1996, 5): „In summary, the main concern has been to compile lexical loan material, and methodological and theoretical dis-

zug einer sozialen Optik) ins neue Gewand auch der Mythos des Innovativen mit eingewoben werden.

Die Differenz ist sehr augenfällig zum Beispiel zu Schönfelders „historischem Überblick über die bisherige Behandlung des Problems der Sprachmischung, der Mischsprachen und des Sprachwechsels“, der nur wenige Jahre nach Haugens und Weinreichs Arbeiten erschienen ist (1956, 13 ff.). Hier wird eine schonungslos kontinuierliche Entwicklung der wissenschaftlichen Kontaktforschung aufgezeigt, die in ihrer intensiven Phase von der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts über Schuchardt, Whitney, Paul, Windisch und andere, über die Schwelle zum 20. Jahrhundert zu Wilhelm Wundt, Antoine Meillet, Nikolaus Marr und Walther von Wartburg bis zu Haugen, Weinreich und Schönfelders eigener Schrift, die sich, im Habilitationsformat, mit dem deutschen Lehngut im amerikanischen Englisch auseinandersetzt, reicht.¹² Schönfelder spricht uneingeschränkt positiv von Haugens und Weinreichs Arbeiten, obwohl ihm das „vorzügliche Werk“ des Letzteren, *Languages in Contact*, beim Anfertigen der Schrift noch nicht vorlag (1956, 74). Von einem *Bruch* allerdings ist an keiner Stelle die Rede: Die moderne Inszenierung der Geschichte der europäischen Kontaktforschung ist noch nicht angelaufen.

Unsere Studie in diesem Buch, das haben diese Ausführungen eindringlich gezeigt, benötigt also eine historisch-kritische Perspektive und muss auch wissenschaftstheoretische Modelle integrieren, mit denen sich die theoretischen, methodisch-praktischen und auch die rhetorischen Entwicklungen der Sprachwissenschaft hin zu einem Sprachkontaktparadigma deuten lassen. Beide gehören im engeren Sinne zur Methode dieser Arbeit und werden im nächsten Kapitel besprochen.

cussions have concentrated on the level of lexemes. Studies on syntax and morphology are sparse.“

¹² Sowohl formal, als Habilitationsschrift, als auch inhaltlich knüpft das vorliegende Buch an Schönfelders Einleitung zu seiner 1954 in Leipzig eingereichten Habilitationsschrift an, die 1956 separat unter dem Titel *Probleme der Völker- und Sprachmischung* in Halle publiziert wurde. Verschiedene Aspekte, die auf den kommenden Seiten detailliert ausgeführt werden sollen, wurden von Schönfelder (dort insb. Kap. 2) schon ange deutet oder ausgesprochen, blieben seitdem aber relativ unbeachtet, möglicherweise wegen der kanonischen Interpretation des Geschichtsweges der Kontaktforschung durch die post-haugen / weinreichsche Linguistik.

2.2 Wissenschaftstheorie und kritische Historiografie

Wie man auch die Wissenschaft klassifizieren mag, die Wirklichkeit zeigt uns keine zwei Köpfe mit vollständig gleichem wissenschaftlichen Inhalt; vom Quantum nicht zu reden, auch die Quale ist verschieden, dem Zusammenhang gemäß in dem es eingebettet ist. Daraus könnte eine neue Wissenschaft erblühen, eine psychologische Hilfswissenschaft: die Erforschung des Forschers. (Schuchardt 1925b, 7)

Gleich zwei solcher „psychologischen Hilfswissenschaften“ sind seit Schuchardts mehr autobiografischem als sprachwissenschaftlichem Essay „Der Individualismus in der Sprachforschung“, aus dem dieses Zitat stammt, zur Blüte gekommen: die Wissenschaftstheorie, also jener Teil der Philosophie, der sich mit der Frage befasst, wie Wissenschaftler zu Erkenntnissen gelangen, wie sie geordnet, erweitert und vermittelt werden; und die kritische Historiografie als eine methodisch gereifte Form der Geschichtsschreibung eines Faches, in unserem Fall der Sprachwissenschaft. Beide bilden, neben den eigentlichen Primärtextanalysen, das methodische Rüstzeug dieser Arbeit, weshalb wir uns in diesem Abschnitt in gebotener Kürze mit ihnen auseinandersetzen wollen – nicht gesondert voneinander, weil diese beiden Wege der „Erforschung des Forschers“, wie wir sehen werden, eng miteinander zusammenhängen, insbesondere der zweite (unter anderem) auf den ersten aufbaut.

Die Wissenschaftstheorie oder -philosophie, deren Geschichte freilich bis an den Anfang der Philosophie selbst zurückverfolgt werden muss (dann treffender unter dem Begriff der *Erkenntnistheorie*), ist heute ein etabliertes, selbstständiges Forschungsfeld mit einer großen Fülle an Publikationen, Debatten, Ausrichtungen, Theorien und Modellen, die auch längst schon in Form von Einführungstexten anschaulich dargelegt beziehungsweise resümiert werden.¹³ Eine erschöpfende Darstellung kann an dieser Stelle deshalb nicht das Ziel sein; was wir hier versuchen wollen, ist lediglich eine knappe Erfassung der Fragestellungen beziehungsweise Aktivitäten der Wissenschaftstheorie sowie die Darstellung einiger zentraler Ansätze, die bereits mit Blick auf das hier zu bearbeitende Thema vorausgewählt worden sind.

¹³ Eine Auswahl dieser Einführungsliteratur umfasst das zu einem Klassiker avancierte *What is this thing called science?* von Alan Chalmers (2013, Erstauflage 1976, deutsche Übersetzung aktuell in der 6. Auflage 2007), sowie Schüle in und Reitze (2002), Poser (2012), Wiltsche (2013), Schurz (2014) und Heller (2015).

Es sind im Wesentlichen zwei Fragen, denen die Wissenschaftstheorie auf den Grund zu gehen versucht: Was unterscheidet die *wissenschaftliche* Erkenntnis von anderen Formen der Erkenntnis? Und: Nach welcher Methode wird wissenschaftliche Erkenntnis gewonnen, wodurch zeichnet sich, mit anderen Worten, die *wissenschaftliche Methode* aus? (z. B. Chalmers 2013, xixff.).¹⁴

Das Alltagsverständnis kehrt für eine Beantwortung dieser Fragen meist heraus, dass sich Wissenschaft auf Tatsachen beziehe und nicht auf Meinungen oder Vermutungen. Wissenschaftliche Aussagen stellen in dieser Sichtweise *Tatsachen* dar, weil sie auf unvoreingenommenen, wiederholbaren und intersubjektiv gleichförmigen Erfahrungen gründen, die durch den geschulten Einsatz des menschlichen Sinnesapparates beziehungsweise der diesen Sinnesapparat verstärkenden Technologien gewonnen wurden. Von diesen Tatsachen ausgehend zieht die Wissenschaft ihre Schlussfolgerungen, formuliert Gesetze und Theorien und generiert und akkumuliert auf diese Weise einen objektiven Wissenskanon. Die wissenschaftliche Erkenntnis ist also eine weitgehend *objektive* Erkenntnis, die mit vielen anderen *subjektiven* Erkenntnisformen wie der religiösen oder der sinnlich-ästhetischen Erfahrung kontrastiert.

Dass diese Wissenschaftsauffassung zu kurz greifen, oder sogar völlig abwegig sein könnte, zeigen die erkenntnistheoretischen Diskurse seit der Frühen Neuzeit. Von einschneidender Bedeutung ist dabei zum Beispiel die von David Hume in den 1740er Jahren angestoßene Problematisierung des Schließens von einzelnen Beobachtungen auf Aussagen mit allgemeiner Gültigkeit. Die Validität dieses *induktiven Schließens* oder *Induktionsprinzips*, die auch im beschriebenen Alltagsverständnis von wissenschaftlicher Erkenntnis vorausgesetzt wird, hat sich als begrenzt erwiesen, weil auch aus einer noch so großen, jedoch naturgemäß immer endlichen Anzahl an Beobachtungen eines bestimmten Sachverhaltes niemals logisch schlüssig die Allgemeingültigkeit dieses Sachverhaltes abgeleitet werden kann. Um ein Beispiel aus dem Themenbereich dieses Buches anzuführen: Aus der Beobachtung noch so vieler Sprachen, die wir, weil sie auch Elemente fremder Herkunft aufweisen, hier in einem allgemeinen Sinn als *gemischt* bezeichnen wollen, lässt sich nicht logisch schlussfol-

¹⁴ Die Wissenschaftstheorie muss dabei eine etwas schizophrene Rolle einnehmen, denn als eine „Metatheorie aller Wissenschaften“ (Poser 2012, 18) sind ihr Gegenstand, ihre Kategorien etc. faktisch identisch mit ihrer eigenen Methode. Denn um die Bedingungen der Wahrheit bzw. Begründetheit von Aussagesystemen oder Theorien *wissenschaftlich* ergründen zu können, muss sie selbst Aussagesysteme bzw. Theorien dieser Bedingungen, Ansätze zur Klassifizierung unterschiedlicher Positionen in der Wissenschaft sowie Methoden erarbeiten, die dann entweder ihrem Untersuchungsgegenstand entnommen sind oder aber, wenn es sich um eigenständig entwickelte Ansätze handelt, per Definition unter ihren Untersuchungsgegenstand fallen müssen.

gern, dass alle Sprachen gemischt sind; denn es ist nicht auszuschließen, dass irgendwo oder irgendwann eine ungemischte Sprache existiert, existiert hat oder existieren wird. Und solange nicht tatsächlich *alle* Sprachen in unserem Beobachtungsfeld stehen (was unmöglich ist), kann die aus unseren Beobachtungen abgeleitete Erkenntnis keine allgemeingültige sein. Wissenschaften, die den induktiven Schluss als Nachweisverfahren zulassen, können deshalb auf diesem Wege niemals *notwendig wahre*, sondern allenfalls *wahrscheinliche* Aussagen generieren. Wissenschaftliche Erkenntnis, die auf diesem Wege gewonnen wurde, kann also nicht *notwendig richtige, objektive* Erkenntnis sein. Noch der Anspruch des Induktionsprinzips selbst auf Gültigkeit – dies ist der Kern des humeschen *Induktionsproblems* – beruht nicht auf einem nachweisbar gegebenen Zusammenhang (dass von wiederholt beobachteten Geschehnissen auf allgemeine Verhältnisse geschlossen werden muss), sondern ist begründet durch die menschliche Erfahrung mit induktiven Schlüssen (das Schließen von einem wiederholt Beobachtetem auf ein Allgemeines hat sich oft als praktisch oder produktiv erwiesen) und stellt damit selbst einen induktiven Schluss dar.

Weitere Schwierigkeiten mit dem Alltagsverständnis von Wissenschaft betreffen insbesondere die Sachverhalte oder Tatsachen selbst, über die wissenschaftliche Erkenntnis erlangt werden soll. Diese sind zum Beispiel keineswegs immer *beobachtbar* in dem Sinne, dass sie mit den menschlichen Sinnen (und damit auf vermeintlich neutrale Weise) erfasst werden können: Die DNA, die Kontinentaldrift, oder die Ereignisse in der Quantenwelt etwa sind es nicht. Andere *Tatsachen* sind nicht von allen Subjekten gleichermaßen auch als solche *erkennbar*, sondern benötigen schon für ihre Identifizierung ein besonderes, durch wissenschaftliche Ausbildung vermitteltes, methodisch-theoretisches Rüstzeug; hier können etwa bestimmte physiologische Merkmale von Pflanzen, Tieren, Krankheiten, etc. beispielhaft genannt werden. Manche erfüllen wiederum nicht einmal wirklich den *Tatsachenbestand*, sondern sind – wie zum Beispiel Sprachen, Grammatiken, oder Kulturen – tradierte Abstraktionen auf der Grundlage von Alltagserfahrungen, historischen Klassifizierungen etc. oder sogar – wie zum Beispiel Schwarze Löcher, Gravitationswellen oder die verborgenen Dimensionen der Stringtheorie – selbst nur Vorhersagen, die im Rahmen einer Theorie über einen übergeordneten Sachverhalt gemacht worden sind und denen deshalb bis zu ihrem Nachweis (der wiederum im Rahmen einer Wissenschaftstheorie definiert werden muss) höchstens eine *wahrscheinliche* Existenz bescheinigt werden kann.

Das Wissen um und die Debatten über diese und andere Problematiken lassen sich in einer Art Minimalkonsens erfassen, den wir für das frühe 20. Jahrhundert, als sich eine Wissenschaftstheorie oder -philosophie im engeren Sinne zu formieren beginnt, als relativ verbreitet annehmen können. Danach (und so darf das oben zitierte Alltagsverständnis in jedem Fall modifi-

ziert werden) ist die Wissenschaft ein zumindest in Teilen konstruktivistisches Unterfangen, das weder unbedingt an objektiv gegebenen Tatsachen noch ganz unvoreingenommen beziehungsweise theorieneutral mit ihren Tatsachen operiert und dessen Wissensprodukte nicht automatisch allgemeingültig sind, sondern erweitert, verbessert und ausgetauscht werden können, also einer historischen Dynamik unterliegen.

Auf einem solchen Fundament entstehen in den 1930er Jahren – ziemlich genau ein Jahrzehnt nach Schuchardts autobiografisch-wissenschaftlichem Essay, aus dem einleitend zitiert wurde – zwei Arbeiten, die versuchen, die verschwommene, oder zu verschwimmen drohende, Spezifik der wissenschaftlichen Erkenntnis neu in den Blick zu fassen: Karl Poppers *Logik der Forschung* (1934) und Ludwik Flecks *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache* (1935). Beide haben zunächst von den Vorstellungen Abschied genommen, dass wissenschaftliche Forschung unvoreingenommen sein, ohne Rückgriff auf vorhandenes Wissen praktiziert werden und zu essentiell *wahren* oder objektiv *richtigen* Erkenntnissen führen kann. Sie fassen wissenschaftliche Tatsachen beziehungsweise Theorien als Konstrukte oder Spekulationen auf, deren Form und Umfang zu einem erheblichen Teil durch ihre Geschichte beziehungsweise durch die Geschichte des Problems determiniert wird, dem sie sich widmen. Von diesem gemeinsamen Grund ausgehend, schlagen sie allerdings Wege ein, die gegensätzlicher kaum sein könnten.

Popper stellt eine Methode der wissenschaftlichen Forschung vor, mit der er die empirischen Wissenschaften eindeutig von der Mathematik, der Logik und der Metaphysik unterschieden, die bekannten Unzulänglichkeiten des induktiven Ansatzes gelöst und eine logisch schlüssige Form der Überprüfung wissenschaftlicher Hypothesen gefunden zu haben glaubt: die Methode der Falsifikation. Der Ansatz lässt sich knapp so verdeutlichen: Zwar kann aus einzelnen Beobachtungen eines Sachverhaltes nicht logisch stimmig eine allgemeine Aussage abgeleitet werden und können einzelne Beobachtungen, so zahlreich sie sein mögen, niemals die Richtigkeit einer allgemeinen Aussage, Hypothese oder Theorie beweisen oder verifizieren (Induktionsproblem) – aber allgemeine Aussagen, Hypothesen oder Theorien lassen sich sehr wohl durch einzelne Beobachtungen logisch schlüssig *widerlegen* beziehungsweise in Poppers Terminologie: *falsifizieren*. An einem Beispiel aus unserem Themenbereich, ganz ähnlich wie das vorherige: Die Hypothese *Sprachen vermischen sich niemals* lässt sich auch durch die Beobachtung noch so vieler ungemischter Sprachen nicht beweisen oder verifizieren; aber die Beobachtung nur einer einzigen *gemischten* Sprache widerlegt, falsifiziert sie notwendig. Aus der Voraussetzung *Es wurde eine Sprache beobachtet, die gemischt ist*, lässt sich *logisch* schlussfolgern, dass die Hypothese *Sprachen vermischen sich niemals* falsch ist; an ihre Stelle kann die, stimmig aus der Voraussetzung deduzierte, Schlussfolgerung

Nicht alle Sprachen sind ungemischt treten (vgl. das Beispiel in Chalmers 2007, 52 f.). Das entscheidende Kriterium einer wissenschaftlichen Hypothese im Sinne Poppers ist also ihre Möglichkeit, falsifiziert werden zu können – ihre Falsifizierbarkeit. Die Wissenschaft kennt damit keinen Königsweg zu einer besonders reinen, einer neutralen Erkenntnis, sondern sie ist ein Lernspiel: Der Wissenschaftler lernt fortwährend aus seinen Fehlern; wissenschaftliche Erkenntnisse, selbst wenn sie sich als falsch erweisen, bauen aufeinander auf. An einem vorhandenen Problem werden (durchaus auch hochspekulative) Hypothesen aufgestellt, die durch kritische Überprüfung und gegebenenfalls Falsifikation verfeinert werden und in diesem Prozess auch neue Probleme offenlegen, die zu ihrer Lösung wiederum neue oder erweiterte Hypothesen erfordern. Diese Auslese verbürgt für einen kontinuierlichen Erkenntnisfortschritt, dem sich Poppers rationaler Ansatz unmissverständlich verschreibt.¹⁵

Einen ganz anderen, nämlich *sozialen* oder *soziologischen* Zugang zum Wesen und zur Methode der wissenschaftlichen Erkenntnis findet der Mediziner und Biologe Ludwik Fleck. Dass Flecks Wissenschaftstheorie, gerade im Vergleich zu der Poppers, bis in die 1960er Jahre nahezu unbekannt geblieben ist, hat vor allem zeitgeschichtliche Gründe: Fleck ist Jude, er überlebt nur knapp das Lemberger Ghetto und später die Konzentrationslager Auschwitz und Buchenwald; seine Forschungsarbeit kann er erst nach dem Krieg, und

¹⁵ Griffig z.B. von Chalmers (2007, 59) resümiert: „Der Fortschritt der Wissenschaft, wie ihn der Falsifikationist sieht, kann folgendermaßen zusammengefasst werden: Wissenschaft geht von Problemen aus, und zwar von Problemen, die mit der Erklärung bestimmter Aspekte der Welt oder des Universums zu tun haben. Falsifizierbare Hypothesen werden von Wissenschaftlern als Lösungen für diese Probleme vorgeschlagen. Die Hypothesen werden dann kritisch betrachtet und überprüft. Einige Hypothesen werden recht schnell verworfen, andere hingegen mögen sich als erfolgreicher erweisen. Diese müssen zum Gegenstand noch strengerer Kritik und Überprüfung werden. Wenn eine Hypothese, die erfolgreich einer Vielfalt rigoroser Überprüfungen standgehalten hat, schließlich falsifiziert wird, ist ein neues Problem aufgetaucht, das hoffentlich bereits ein Stück weiter vom gelösten Ausgangsproblem entfernt ist. Dieses neue Problem erfordert, dass neue Hypothesen aufgestellt werden, gefolgt von erneuter kritischer Überprüfung. In dieser Weise setzt sich der Prozess unbegrenzt fort. Man kann niemals von einer Theorie behaupten, dass sie wahr ist, wie gut sie auch rigoroser Überprüfung standgehalten hat; aber es kann hoffentlich gesagt werden, dass eine gegenwärtige Theorie der vorangegangenen in dem Sinne überlegen ist, dass sie den Überprüfungen standhalten kann, durch die die vorherigen falsifiziert wurden.“ – Insbesondere der Fortschrittsaspekt wurde heftig kritisiert, vgl. dazu z.B. die Beiträge in Lakatos und Musgrave (1970, Deutsch 1974). Auf die u.a. unter diesem kritischen Impuls vorgenommenen Modifizierungen und Erweiterungen des popperschen Ansatzes durch Imre Lakatos („naiver“ vs. „raffiniertes Falsifikationismus“) gehe ich unten kurz ein (vgl. Lakatos 1974).

dann im zerstörten Polen wieder aufnehmen. Popper hingegen forscht und publiziert im Vergleich dazu mehr oder weniger bruchlos, erst in seiner Heimat Österreich, dann ab 1937 im Exil in Neuseeland und später in London. Breitere Resonanz erfährt Flecks *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache* (Erstdruck 1935) deshalb erst im Zuge einer Rezeption durch Thomas S. Kuhns Wissenschaftstheorie, der wir uns gleich im Anschluss widmen und die auch den in dieser Arbeit verwendeten Paradigmenbegriff geprägt hat.

Am Beispiel der Geschichte des Syphilisbegriffes, die keineswegs eine geradlinige, schlüssige (zum Beispiel auch im Sinne Poppers) oder bereits abgeschlossene Akkumulation von Erkenntnissen anzeigt, entwickelt Fleck den Gedanken, dass wissenschaftliche Tatsachen keine logisch herleitbaren, sondern essentiell *historische* Phänomene sind. Sie sind „so und nicht anders eben durch solche und nicht andere Vorgeschichte“, sind „Entwicklungsergebnis und nicht die logisch einzige Möglichkeit“ (Fleck 2012, 32). Als Grund und Voraussetzung dafür identifiziert er die kollektive Natur der Erkenntnis: Erkennen ist kein individueller, sondern ein sozialer Vorgang, es ist sogar die „am stärksten sozialbedingte Tätigkeit des Menschen“ (ebd., 58). Zwei Schlüsselbegriffe Flecks, die diesen Zusammenhang systematisieren sollen, sind *Denkkollektiv* und *Denkstil*. Den Erkenntnisvorgang versteht Fleck als dreigliedrig zwischen einem erkennenden Subjekt, einem zu erkennenden Objekt und einem notwendig zwischen ihnen vermittelnden Denkkollektiv, dem das Subjekt angehört und das ihm eine bestimmte, historisch geformte Wahrnehmungsweise, einen Denkstil auferlegt. Das Denkkollektiv ist, allgemein gesprochen, eine Gemeinschaft von Menschen, die über ein bestimmtes Gebiet von Sachverhalten im Gedankenaustausch steht und dadurch der Träger der geschichtlichen Entwicklung dieses Denkgebietes, seines Wissensbestandes (sprich: seiner ‚Tatsachen‘) und eines besonderen Denkstils ist, der sich in Wechselwirkung mit diesem Bestand verändert. Einen ultimativen Fixpunkt, „ein Fundamentales, von dem aus sich die Erkenntnis logisch aufbauen ließe“, kann Fleck hingegen nicht ausmachen. „Das Wissen ruht eben auf keinem Fundamente; das Getriebe der Ideen und Wahrheiten erhält sich nur durch fortwährende Bewegung und Wechselwirkung“ (ebd., 70). Dies gilt für die Denkkollektive von Religionen und politischen Parteien genauso wie für jene der Wissenschaften: Eine Sonderstellung des *wissenschaftlichen* Denkens im Sinne eines voraussetzungsfreieren, wahrheitsnäheren, objektiveren Zugangs schließt Fleck aus. Auch wissenschaftliche Erkenntnisse können nicht in letztgültigen Dimensionen wie ‚wahr‘ oder ‚falsch‘ bewertet, sondern nur im Rahmen des an sie geknüpften Denkstils als systemfähig beziehungsweise denkstilgerecht oder nicht systemfähig, als angepasst oder nicht angepasst (durch-

aus in einem darwinschen Sinne) an die Denkbedingungen des entsprechenden Kollektivs beschrieben werden.¹⁶

Ein erster, grundlegender Wert von Flecks Ansatz ist, dass er über die Nexus des Historischen und des Soziologischen ganz verschiedene Erkenntnisformen, „primitives, archaisches, kindliches und psychotisches Denken“, „auch das Denken eines Volkes, einer Klasse, einer wie immer gearteten Gruppe“ (ebd.), vergleichbar macht und damit einen weniger egozentrischen, oder in Analogiebildung: *nunc-zentrischen*, Standpunkt für eine Wissenschaftstheorie findet.¹⁷

Fleck konkretisiert seine innovative Theorie weiter, indem er die Funktionsweise von Denkkollektiven und Denkstilen analysiert. Der Denkstil wird definitorisch umrissen als

gerichtetes Wahrnehmen, mit entsprechendem gedanklichen und sachlichen Verarbeiten des Wahrgenommenen [...]. Ihn charakterisieren gemeinsame Merkmale der Probleme, die ein Denkkollektiv interessieren; der Urteile, die es als evident betrachtet; der Methoden, die es als Erkenntnismittel anwendet. Ihn begleitet eventuell ein technischer und literarischer Stil des Wissenssystems. (2012, 130)

Soziologisch funktionieren Denkstile durch die soziale Verstärkung, die sich durch Ankoppelung an ein Denkkollektiv ergibt. Eine kollektivspezifische Identität,¹⁸ hierarchische beziehungsweise Abhängigkeitsverhältnisse wie das zwischen Lehrer und Schüler oder zwischen einem inneren, „esoterischen Kreis“ von Experten und einem äußeren, „exoterischen Kreis“ von Laien und Praktikern sind konstitutiv für das Denkkollektiv und werden als ‚Wissen‘ zusammen

16 Denn: „Das Wissen war zu allen Zeiten für die Ansichten der jeweiligen Teilnehmer systemfähig, bewiesen, anwendbar, evident. Alle fremden Systeme waren für sie widersprechend, unbewiesen, nicht anwendbar, fanatisch, oder mystisch“ (Fleck 2012, 34).

17 Fleck skizziert diese „erznaive Ansicht“ so: „[Die Meinung der meisten Wissenschaftsphilosophen] geht dahin, als ob unsere heutigen wissenschaftlichen Auffassungen in vollständigem Gegensatz zu allen anderen Denkart stünden, als ob wir sozusagen klug und sehend geworden, die kindische Befangenheit des primitiven oder archaischen Denkens einfach abgestreift hätten. Wir besäßen einfach das ‚richtige Denken‘ und das ‚richtige Beobachten‘ und eo ipso, was wir für wahr erklären, *ist wahr*; was aber jene anderen, die Primitiven, oder die Alten, die Geisteskranken oder die Kinder für wahr erklären, *scheint nur ihnen wahr zu sein*“ (2012, 68f., Hervorh. i. Orig.).

18 Freilich gehört jedes Individuum gleichzeitig mehreren Denkkollektiven an, etwa jenen seines Berufes, seiner politischen Ausrichtung, seiner Religion und seiner Hobbys. Das kollektivübergreifende Denken ist sogar eine Voraussetzung für Denkstilveränderung, wie wir weiter unten sehen werden.

mit den inhaltlichen, theoretischen, methodischen und technischen Elementen des Denkstils erworben. Im Wissenschaftsbetrieb übernimmt diese Aufgabe der Initiation die universitäre Ausbildung.¹⁹ Ihre wohl wichtigste Bestimmung ist dabei die Transformation des Wahrnehmens der angehenden Wissenschaftler von einem „unklaren, anfänglichen Sehen“ (Fleck 2012, 121) hin zu einem „entwickelten, reproduzierbaren, [denk]stilgemäßen Gestaltsehen“ (ebd., 123).²⁰

In einem stabilen, sozial funktionalen Denkkollektiv unterliegen die vertretenen Anschauungen (oder „Meinungssysteme“) dem, was Fleck als „Beharrungstendenz“ oder, mit Blick auf das Kollektiv selbst, als „Harmonie der Täuschung“ bezeichnet. Gemeint ist eine *aktive* Verweigerung gegenüber Widersprüchen beziehungsweise anderslautenden Anschauungen, die entweder als undenkbar oder absurd verworfen werden, ungesehen bleiben, verschwiegen werden, oder aber „mittels großer Kraftanstrengung“ für nicht widersprüchlich, für systemadäquat erklärt werden (ebd., 40).

Zwei letzte Punkte in dieser knappen Darstellung von Flecks Wissenschaftstheorie betreffen die historische und die mediale Dynamik der Denkstile.²¹ Auslöser für die historische Veränderung der Denkstile, die sich entweder als Entwicklung, Ergänzung oder abrupte Umwandlung fassen lässt (auf die Letztere sollte später Kuhns Wissenschaftstheorie fokussieren), sind empirische Entdeckungen (ebd., 122). Ihr eigentliches Medium aber ist der Gedankenverkehr zwischen Individuen, der für Fleck immer mit einer Umgestaltung dieser Gedanken einhergeht – und damit in letzter Instanz die Sprache, die durch ihre Fähigkeit zur Bedeutungsveränderung beziehungsweise -verschiebung in der intra- und interkollektiven Kommunikation den vielleicht entscheidenden Beitrag zur Wissensrevolution leistet (vgl. Schäfer und Schnelle 2012, xxxix). Die Bedeutungsverschiebung kann so weit gehen, dass die in nebeneinander existierenden oder aufeinander folgenden Kollektiven denkstilgemäßen Anschauungen nicht (mehr) gegenseitig kommunizierbar, nicht (mehr) vergleichbar sind (ein Gedanke, den später Kuhn und Paul Feyerabend in Richtung einer *Inkom-*

¹⁹ „Es scheint, daß Fleck der erste war, der die Bedeutung der Ausbildung der jungen Wissenschaftler für die Analyse der Struktur der Forschergemeinschaft erkannt und ausgewertet hat“ (Schäfer und Schnelle 2012, xxxiv).

²⁰ Flecks dreiteiliges Erkenntnismodell gibt sogar vor, dass es keine anderen Formen des Sehens bzw. Erkennens geben kann als einerseits die ungerichtete (das bedeutet: nicht im über den betreffenden Sachverhalt im Austausch stehenden Denkkollektiv gebundene) und andererseits die im Rahmen eines spezifischen Denkstils entwickelte oder geschulte – und d. h. auf die in diesem Denkstil definierte *Gestalt* gerichtete.

²¹ Zur Vertiefung sei neben dem Haupttext (Fleck 2012) auch auf die von Stahnisch, Werner und Zittel edierten und kommentierten, gesammelten Schriften zu Flecks Wissenschaftstheorie (Fleck 2011), die bis in die 1920er Jahre zurückreichen, verwiesen.

mensurabilitätsthese ausgebaut haben). Und nun lässt sich auch deutlicher erfassen, was der Wahrheits- oder Tatsachenbegriff in Flecks Theorie noch leisten kann: Er beinhaltet nicht mehr (aber auch nicht weniger) als die Auflösung eines konkreten, im Denkstil als solches definierten Problems unter den ebenfalls dort konkretisierten theoretischen, methodologischen und technischen Maßgaben. Dabei gibt es immer nur *eine* mögliche, weil auch als solche anerkannte Auflösung. Ein Erkenntnisprozess ist im Rahmen des korrespondierenden Denkstils – aber eben nur in diesem Rahmen – als *rational* zu bezeichnen; ‚Wahrheit‘ bedeutet in diesem Sinne Systemfähigkeit oder -angemessenheit und ist also ein denkstilrelativer Begriff:

Solche stilgemäße Auflösung, nur singular möglich, heißt Wahrheit. Sie ist nicht „relativ“ oder gar „subjektiv“ im populären Sinne des Wortes. Sie ist immer oder fast immer, innerhalb eines Denkstils, vollständig determiniert. Man kann nie sagen, derselbe Gedanke sei für a wahr und für B falsch. Gehören a und B demselben Denkkollektive an, dann ist der Gedanke für beide entweder wahr oder falsch. Gehören sie aber verschiedenen Denkkollektiven an, so ist es eben nicht derselbe Gedanke, da er für einen von ihnen unklar sein muß oder von ihm anders verstanden wird. Auch ist Wahrheit nicht Konvention, sondern im historischen Längsschnitt: denkgeschichtliches Ereignis, in momentanem Zusammenhange: stilgemäßer Denkwang. (Fleck 2012, 131, Hervorh. i. Orig.)

An den verschiedenen Kommunikationsorganen insbesondere der wissenschaftlichen Denkkollektive lässt sich darüber hinaus ebenso eine mediale Dynamik der Denkstile ablesen, mit der wir auch in diesem Abschnitt der vorliegenden Arbeit schon konfrontiert waren: nämlich bei der Aufarbeitung des Wissensstandes des hier behandelten Themengebietes, für die mehr oder weniger *nur* Handbuchwissen zur Verfügung stand. Handbücher nehmen in Flecks Theorie eine Schlüsselposition in der Wissenskommunikation zwischen den esoterischen und exoterischen Zirkeln der wissenschaftlichen Denkkollektive ein, weil sie das keineswegs linear entwickelte, anfangs vorsichtig formulierte, als vorläufig konzipierte und nicht selten auch kontrovers diskutierte ‚Wissen‘ der maßgeblich für den esoterischen Zirkel bestimmten Fachzeitschriften in ‚harte Fakten‘ umwandeln, indem sie es linearisieren, konkretisieren, verallgemeinern, veranschaulichen, verabsolutieren und von kontroversen Elementen befreien. „Im Handbuchwissen“, resümieren Schäfer und Schnelle deshalb, „verdichtet sich der Denkstil zum Denkwang, in ihm artikuliert sich das normative Moment der Wissenschaft“ (2012, xlii; vgl. Fleck 2012, 163). Wir haben hinsichtlich unseres Themas feststellen müssen, dass das diesbezügliche Handbuchwissen sehr viel deutlicher ohne eine detaillierte fachwissenschaftliche Grundlage erstellt wurde; eine solche Grundlage zu schaffen, das ist eine Aufgabe dieses Buches.

Flecks Ansatz bleibt, wie schon gesagt, lange Zeit unbeachtet, bis er 1962 durch eine andere Wissenschaftstheorie popularisiert wird, die auf Jahrzehnte hin äußerst einflussreich sein und kontrovers diskutiert werden sollte: Kuhns *The Structure of Scientific Revolutions*.²² Gleich im Vorwort bemerkt Kuhn, dass er eher durch Zufall auf „Ludwik Fleck’s almost unknown monograph, *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*“ gestoßen sei, doch dass dieser Text „anticipates many of my own ideas“ (Kuhn 1970, vii, Hervorh. i. Orig.). Die Parallelen zwischen Kuhns und Flecks Darstellungen sind unübersehbar. Man könnte ohne größere Übertreibung sagen, Kuhn arbeitet eine zweite Fassung von Flecks Ansatz aus, die vor allem im Fokus und in (zum Teil freilich wichtigen) Details gegenüber der ersten verschoben ist. Beide teilen ein konzeptionelles Grundgerüst, bestehend zum Beispiel aus einer vergleichenden (nicht absoluten) Erkenntnistheorie, einem relativistischen Tatsachen- oder Wahrheitsbegriff, der Vorstellung von einer notwendigen Bindung des Erkenntnisvorgangs an eine Gruppe und die für sie zu einem bestimmten Zeitpunkt konstitutive Denk-, Arbeits- und Wahrnehmungsweise, von der Tendenz dieser Gruppe, ihre Anschauungen trotz auftretender Widersprüche stabil zu halten, und von einer maßgebenden Bedeutung der Ausbildung und der Sprache für die Generierung und Zirkulation von ‚Wissen‘. Wir wollen die diesbezüglichen Ausführungen deshalb überspringen und uns gleich den für Kuhns Theorie spezifischen Gedanken widmen.

Die Differenz lässt sich zunächst allgemein so fassen, dass Kuhn sich auf die Erkenntnisvorgänge in der Wissenschaft konzentriert, während es Fleck stark darum ging, Gemeinsamkeiten der wissenschaftlichen mit anderen Erkenntnisformen herauszuarbeiten,²³ und dass Fleck zwar ein historisches Verständnis der Erkenntnis angesetzt, aber letztlich stärker auf die *soziologi-*

²² Vgl. die ausführliche Rezeption und Diskussion von Kuhns Ansatz durch die Beiträge in Lakatos und Musgrave (1970), u. a. von Popper, Toulmin, Feyerabend, Lakatos und Kuhn selbst.

²³ Grundgerüst und diese besondere Schwerpunktsetzung werden von Kuhn im Postskript zur zweiten, überarbeiteten Ausgabe (Kuhn 1970) anschaulich zusammengefasst: „A scientific community consists [...] of the practitioners of a scientific specialty. To an extent unparalleled in most other fields, they have undergone similar educations and professional initiations; in the process they have absorbed the same technical literature and drawn many of the same lessons from it. Usually the boundaries of that standard literature mark the limits of a scientific subject matter, and each community ordinarily has a subject matter of its own. There are schools in the sciences, communities, that is, which approach the same subject from incompatible viewpoints. But they are far rarer there than in other fields; they are always in competition; and their competition is usually quickly ended. As a result, the members of a scientific community see themselves and are seen by others as the men uniquely responsible for the pursuit of a set of shared goals, including the training

schen Strukturen im Erkenntnisvorgang fokussiert hat, während Kuhn nun eine Makrostruktur im *historischen* Wandel der wissenschaftlichen Erkenntnisse beschreibt, aber die beteiligten soziologischen Prozesse mit geringerer Dringlichkeit behandelt. In fleckscher Lesart geht es Kuhn also mehr um die Eigenschaften des Denkstils als um jene des Denkkollektivs; das kuhnsche Analogon zu diesem ersten Begriff ist *Paradigma*, und dieser Begriff (nicht Flecks *Denkstil*) hat sich im wissenschaftstheoretischen Begriffsapparat weitgehend etabliert, weshalb wir ihn auch für diese Arbeit adaptiert haben.

Unter einem *Paradigma* oder einer *disziplinären Matrix*²⁴ versteht Kuhn ein strukturiertes Set von Gemeinsamkeiten, unter denen sich eine wissenschaftliche Gemeinschaft zusammenfindet. Zu diesem Set oder System gehören (Kuhn 1970, 182ff.; Chalmers 2013, 101f.) „symbolische Verallgemeinerungen“ wie Formeln und Gesetze; metaphysische Prinzipien, oft in Form von Modellen, aus denen heraus Analogien und Metaphern geschöpft und ‚akzeptable‘ Erklärungen und Lösungen bestimmt werden; Werte, denen sich die wissenschaftliche Tätigkeit verpflichtet fühlt (zum Beispiel die empirische Überprüfbarkeit, oder die Prognosefähigkeit einer Theorie); anerkannte Musterbeispiele für Problemlösungen sowie ein bestimmtes Instrumentarium, instrumentelle Techniken und methodologische Vorschriften. *Ein Paradigma*, können wir etwas einfacher sagen, *umfasst den allgemeinen theoretischen, technischen und methodologischen Apparat, den eine wissenschaftliche Gemeinschaft für ihre Arbeit als*

of their successors. Within such groups communication is relatively full and professional judgment relatively unanimous. Because the attention of different scientific communities is, on the other hand, focused on different matters, professional communication across group lines is sometimes arduous, often results in misunderstanding, and may, if pursued, evoke significant and previously unsuspected disagreement“ (1970, 177).

24 Masterman (1970) hat mehrere, divergierende Bedeutungen des Begriffes in Kuhns Originaltext herausgearbeitet. Deshalb betrifft die wohl wichtigste Überarbeitung in der zweiten Auflage von Kuhns Buch den Paradigmenbegriff. Kuhn schlägt nun vor, zwischen *disziplinärer Matrix* als in einer wissenschaftlichen Disziplin anerkannte und für ihre gegenwärtige Ausprägung konstitutive Gemeinsamkeiten, und *Paradigmen* als die in diesem Rahmen eingefassten (und gleichsam eines seiner Elemente darstellenden) Musterbeispiele zu unterscheiden. Ich behalte hier den von Kuhn anfangs etablierten Begriff *Paradigma* bei, verwende ihn aber in der Bedeutung seiner *disziplinären Matrix* (wie auch sonst einigermaßen üblich, vgl. die entsprechende Anmerkung der Herausgeber der dt. Fassung Chalmers 2007, 90 Fn.). – Damit ist, *nota bene*, eine von Flecks zentralen Thesen vor Augen geführt, nach der die Kommunikation über Gedanken auch eine Veränderung dieser Gedanken beinhaltet. Kuhns Differenzierung des Paradigmenbegriffes war für die Schärfung seiner Theorie wichtig; der von ihm für das hyperonymische Element dieser Differenzierung vorgeschlagene Begriff *disziplinäre Matrix* wurde jedoch nicht übernommen, sondern die Schärfung schlicht auf den ‚alten‘ Paradigmenbegriff übertragen.

legitim anerkennt, sowie einen musterhaften Kanon von Lösungen, die ihre Arbeit unter diesen Voraussetzungen demonstriert.

Der eigentliche Schwerpunkt von Kuhns Theorie liegt nun auf der Frage nach dem Fortschritt in der Wissenschaft. Die vorhandenen Ansätze wie Induktivismus und Falsifikationismus können für Kuhn die *historischen* Wissensrevolutionen nur sehr unzureichend erklären, denn sie implizieren ein mehr oder weniger kontinuierliches Fortschreiten. Es gibt aber manche Episoden in der Wissenschaftsgeschichte, die weitaus nachhaltigere Wirkung auf eine Disziplin hatten als andere – mitunter ganz punktuelle Entwicklungen, die sich signifikant von den übrigen, oft langwierigen Phasen einer wie stagnierend erscheinenden Forschung abheben. Was unterscheidet also zum Beispiel Isaac Newtons *Principia* (1686) oder Albert Einsteins Allgemeine Relativitätstheorie (publiziert 1915) von den zahllosen Ergebnissen wissenschaftlicher Arbeit im selben Themenbereich vor und nach ihnen?

Kuhns Antwort besteht im Postulat einer erst voranschreitenden und dann zyklischen Entwicklung der Wissenschaften: Jede Wissenschaft beginnt in einem vergleichsweise unorganisierten, heterogen ausgerichteten (prä-wissenschaftlichen) Stadium, in dem die betreffende Gemeinschaft noch kein einheitliches Paradigma ausgeprägt hat, beziehungsweise mehrere Paradigmen den Anspruch erheben, adäquat für die Erforschung ihres Gegenstandsbereiches zu sein. Mündet der Gedankenaustausch in der Akzeptanz eines einzelnen, fortan als verbindlich anerkannten Paradigmas, tritt die Tätigkeit der Gemeinschaft in das Stadium einer Wissenschaft, genauer gesagt: einer *Normalwissenschaft* ein. Als Normalwissenschaft bezeichnet Kuhn also eine Forschungstätigkeit, die von einem, und *nur einem* als legitim betrachteten Paradigma geleitet wird. Die *paradigmatische* Forschung scheidet damit definitorisch das Wissenschaftliche vom Un- oder Vorwissenschaftlichen. Die übliche Tätigkeit des Forschers im Rahmen einer Normalwissenschaft besteht darin, Lösungen für im beziehungsweise durch das Paradigma wohldefinierte theoretische oder empirische Probleme, unter Rückgriff auf die ebenfalls paradigmenseitig verfügbaren Methoden und Instrumente, zu erarbeiten. Durch diese Tätigkeit wird das nie ganz ausbuchstabierte Paradigma immer weiter ausgearbeitet, und im Zuge dieses Prozesses ergeben sich wieder neue Probleme, für die angemessene Lösungen entwickelt werden müssen. Kuhn bezeichnet die normalwissenschaftliche Forschung deshalb auch als „Rätsellösen“ – sie nimmt die bei Weitem längsten Episoden in der Geschichte einer Wissenschaft in Anspruch und ist aufgrund ihres vollständig im Paradigma determinierten Charakters für den Wissenschaftshistoriker eher uninteressant und unscheinbar.

Es gibt aber auch Phasen, in denen die paradigmatische Forschung mit einer wachsenden Zahl von Problemen oder Anomalien konfrontiert ist, die wichtige Grundannahmen des Paradigmas (wie Theorien, Modelle, Ordnungs-

strukturen) berühren und denen über die vertrauten Lösungswege und Musterbeispiele nicht beizukommen ist. Dann tritt die betreffende Wissenschaft in ein Stadium der *Krise* ein, in der das Paradigma in all seinen Strukturen erodiert, in der insbesondere die Regeln für die normalwissenschaftliche Forschung gelockert, heterogene und auch radikale Lösungswege vorgeschlagen und sogar Grundsatzdebatten geführt werden. Enden kann eine solche Krise auf drei mögliche Arten (Kuhn 1970, 84): Entweder schafft es die Normalwissenschaft, erstens, doch noch, die Probleme mit ihren eigenen Mitteln zu meistern, oder die Probleme werden, zweitens, als aktuell unlösbar beiseitegeschoben und der Krisenzustand so bis auf weiteres ‚normalisiert‘, oder aber, drittens, ein alternatives Paradigma tritt an, die Probleme zu lösen und den Platz des alten einzunehmen. Wird dieses neue, alternative Paradigma nach einer unvermeidlichen Phase des Paradigmenwettstreites von der gesamten oder zumindest einem Großteil der betreffenden wissenschaftlichen Gemeinschaft als verbindlich anerkannt, dann spricht Kuhn von einem *Paradigmenwechsel*, beziehungsweise in der Frage nach dem Wesen des wissenschaftlichen Fortschritts von einer *wissenschaftlichen Revolution*. Newton, Einstein oder auch Nikolaus Kopernikus haben mit ihren Schriften eine solche Krise gemeistert und einen Paradigmenwechsel herbeigeführt, an dessen Ende eine andere, aber wieder paradigmatische Wissenschaft – in den Rahmenbedingungen der ‚klassischen‘ Mechanik, der allgemeinen Relativitätstheorie beziehungsweise des heliozentrischen Weltbildes – stand. Auf den Paradigmenwechsel, auf die Revolution folgt in Kuhns Theorie eine neue Phase des normalwissenschaftlichen Forschens, nun im Rahmen des neuen Paradigmas, bis sich aus dieser Tätigkeit heraus ggf. wieder eine Krise entwickelt, in der die Tragfähigkeit des Paradigmas erneut zur Disposition steht. Der *wissenschaftliche* Erkenntnisfortschritt (das vorwissenschaftliche Stadium bleibt an dieser Stelle außen vor) hat für Kuhn damit keine lineare, telische, sondern eine zyklische Struktur: von der *Normalwissenschaft* über *Krise* und *Revolution* zur neuen *Normalwissenschaft* und wieder zur *Krise*.²⁵

Die Begriffe *wissenschaftliche Revolution* und *Paradigmenwechsel* leisten dabei zweierlei: Sie betonen den abrupten, nicht allmählichen Charakter der darunter gefassten Entwicklungen; sie zeigen aber auch an, dass sich durch ihren Vollzug weitaus mehr ändert als nur die Quantität des Wissens. Ein neues Paradigma fügt der mit ihm assoziierten Wissenschaft nicht einfach Daten, Lösungen oder Techniken hinzu, sondern es errichtet sie von Grund auf neu (1970, 84f.). Das Paradigma ist, in der kuhnschen Definition, das Weltverständ-

25 In nuce z. B.: „These transformations of the paradigms [...] are scientific revolutions, and the successive transition from one paradigm to another via revolution is the usual developmental pattern of mature science“ (Kuhn 1970, 12).

nis einer Wissenschaft, und Wissenschaftler, die unter verschiedenen, auch aufeinanderfolgenden Paradigmen arbeiten, forschen deshalb buchstäblich in verschiedenen Welten (ebd., 150). Sie sehen und beachten die Dinge auf verschiedene Weisen, weil ihr Beobachtungsfeld verschieden strukturiert und hierarchisiert ist. Sie erklären das, was sie sehen, unterschiedlich, weil ihre theoretischen und metaphysischen Basen unterschiedlich sind. Selbst ihre Worte haben, auch wenn das lautliche Material identisch ist, oft eine andere Semantik, die ebenfalls durch das zugrunde liegende wissenschaftliche Weltbild determiniert ist.²⁶ Wir haben gesehen, dass auch schon Fleck den „Denkzwang“ seiner Denkkollektive hervorgehoben, eine objektive Bewertung des Wahrheitsgehalts von Erkenntnissen ausgeschlossen und interkollektive Verständnissgrenzen, die eng mit bestimmten Eigenschaften der Sprache und der Kommunikation zusammenhängen, aufgezeigt hat. Kuhn baut diesen Ansatz nun in Richtung einer *Inkommensurabilitätsthese* aus, deren Inhalt wir erfassen können als die Unmöglichkeit, den Inhalt miteinander konkurrierender Paradigmen oder Theorien in das jeweils andere Paradigma, in die jeweils andere Theorie zu übersetzen. Weil es weder theorieneutrale Tatsachen, noch eine theorieneutrale Metasprache gibt, lässt sich der Erkenntniswert eines Paradigmas oder einer Theorie nicht objektiv bestimmen, kann die *inhaltliche* Überlegenheit eines Paradigmas oder einer Theorie nicht logisch hergeleitet, nicht mit logischen Argumenten bewiesen werden.²⁷ Ähnlich wie bei Fleck ist hier auch Kuhns leitender Gedanke der Einspruch gegen die im induktivistischen und falsifikationistischen Ansatz vertretene Annahme einer *rationalen* Entscheidung des Forschers für eine bestimmte Theorie, die einen allgemeingültigen Erkenntnismaßstab beziehungsweise ein logisches Verfahren zu dessen Etablierung voraussetzt.

Auch wenn der aktuelle Stand der wissenschaftstheoretischen Forschung ohne Zweifel über Popper, Fleck und Kuhn hinausweist, waren die Ansätze dieser drei doch in besonderem Maße richtungsweisend für die Reflexion über wissenschaftliche Erkenntnis und den Fortschritt der Wissenschaften, und sind sie auch für die spezifischen Anforderungen der vorliegenden Arbeit hinreichend zweckmäßig. Das soll nicht heißen, dass andere, auch jüngere Ansätze unsere nachfolgenden Analysen nicht noch schärfen oder bereichern könnten;

²⁶ So meinen z.B. Newton und Einstein, wenn sie sich über *Gravitation* äußern, durchaus nicht dieselbe Sache: Für Newton ist sie eine den Körpern immanente Anziehungskraft, für Einstein eine durch die Einwirkung von Masse bedingte Krümmung der Raumzeit.

²⁷ Das heißt jedoch keinesfalls, dass sie grundsätzlich unvergleichbar sind: Theorien können durchaus auf der Grundlage von Werten miteinander verglichen werden, die mehr oder weniger alle wissenschaftlichen Paradigmen teilen, wie z.B. Genauigkeit, Konsistenz, oder Prognosefähigkeit (Kuhn 1970, 184 ff.).

es bedeutet jedoch, dass ihr heuristischer Mehrwert gegenüber den hier besprochenen *in Bezug auf unser Vorhaben* eher gering ausfällt. Das gilt insbesondere für eine Gegenüberstellung mit Flecks Theorie, weil diese ungewöhnlich viele Aspekte schon anspricht, die in anderen, späteren Beiträgen vertieft oder in eine bestimmte Richtung ausgearbeitet wurden. Bevor wir fortschreiten, und um diesen Punkt zu unterstreichen, möchte ich in aller Kürze drei weitere Ansätze skizzieren und mit den besprochenen in Verbindung bringen.²⁸

Ein erster Ansatz ist Imre Lakatos' (z.B. 1974) „raffiniertes Falsifikationismus“ in Abgrenzung zum „naiven Falsifikationismus“, der Poppers Grundlagen übernimmt, aber noch andere Begründungen für die Widersprüche zwischen Theorie und Empirie zulässt als die Falschheit der Theorie, zum Beispiel unzureichende Messqualität: Falsifikation ist deshalb kein endgültiges Ausschlusskriterium für eine Theorie.

Ein zweiter stammt von Feyerabend (*Against Method*, 1975), der eine radikal relativistische und anarchistische Wissenschaftstheorie entwickelt, in der Theorien und Begriffe grundsätzlich inkommensurabel sind, überhaupt keine ahistorische Methode der Wissenschaft abgesteckt werden kann, sondern vielmehr jedes erdenkliche Vorgehen als potentiell fruchtbar gelten muss. Philosophischer Relativismus und die Idee einer begrenzten Übertragbarkeit von Theorien und Begriffen waren schon Teil des fleckschen, und freilich auch des kuhnschen Wissenschaftskonzeptes: Feyerabend hebt sich vor allem durch seine Radikalität und, gegenüber Kuhn, durch sein anarchistisches, nicht zyklisches Verständnis von Wissenschaftsevolution ab.

Ein dritter und letzter Ansatz ist der Stephen Toulmins (*Human Understanding: The Collective Use and Evolution of Concepts*, 1972), der Kuhns revolutionistischem Projekt ein im engeren Sinne evolutionistisches gegenüberstellt. Toulmin fasst Ideen nicht als individuelle Phänomene, sondern als kollektiv verwendete Ideenpopulationen, die einem allgemeinen historischen Vorgang des Populationswandels, unter den Mechanismen der Variation und Auslese, unterworfen sind. Er versteht die darwinsche Evolutions- beziehungsweise Populationsstheorie nicht nur als Analogie, sondern als einen Spezialfall dieses allgemeineren Vorgangs und hält ihre Grundsätze und Erklärungen deshalb für übertragbar auch auf andere historische Gegenstände. Die Ideenauslese wird in einer

²⁸ Auch dies ist keinesfalls als erschöpfend zu verstehen: Viele andere wissenschafts- bzw. erkenntnistheoretische Entwürfe wie Larry Laudans „Wissenschaft als problemlösende Aktivität“, Michael Polanyis „implizites Wissen“, Richard Rortys „Vokabulare“, oder auch Nancy Cartwrights theorieskeptischer Empirismus (bzw. „new experimentalism“, so Chalmers 2013, xv) können hier, v.a. aus Gründen der Ökonomie, nicht berücksichtigt werden.

wissenschaftlichen Disziplin von den gesteckten Zielen, Erklärungsidealen und Erfahrungen geleitet, und eben darin sieht Toulmin eine gewisse Kontinuität der Vernunft, die ein revolutionistisches Modell wie Kuhns negiert.²⁹ Toulmin erläutert genau wie Fleck die zentrale Rolle der intellektuellen Gemeinschaft hinter den Ideenpopulationen, die Bedeutung der professionalen Initiation durch Lehre und Lehrbücher; und freilich steckt auch bereits in Flecks Denkstiltheorie eine evolutionistische, nicht revolutionistische Grundhaltung.

Wir wollen uns im Nachfolgenden an den hier dar- und gegenübergestellten wissenschaftstheoretischen Versuchen orientieren und sie punktuell zur Erklärung, Deutung und Kontextualisierung verschiedener zu besprechender Phänomene heranziehen. Dies ist ein erstes methodisches Standbein unserer Untersuchung. Es wird sich zeigen, und liegt nicht allein im vorläufigen Charakter letztlich *jeder* Theorie, sondern auch im spezifischen Charakter der Geisteswissenschaften begründet,³⁰ dass keine einzelne Theorie einen Prozess, wie den, der das Thema dieses Buches darstellt, völlig hindernis- und widerspruchsfrei erschließen kann oder den anderen, vergleichbaren Theorien grundsätzlich überlegen ist. Konstruktiv ausgedrückt gewinnt eine Analyse wie die unsere, die sich vor allem mit den historischen und den sozialen Aspekten der Sprache auseinandersetzt, ungemein viel, wenn sie mit den Perspektiven unterschiedlicher Ansätze betrieben wird. Allerdings scheint sich schon in der in unserer Einleitung formulierten Frage nach den Gründen für die späte, dann aber abrupte Emergenz des Sprachkontaktparadigmas im 19. Jahrhundert, sowie mit Blick auch auf die whiteheadschen Verweise auf die Kontinuität und Dynamik von Wissen, eine gewisse Präferenz für jene Modelle abzuzeichnen, die keinen linea-

²⁹ Es ist mit Blick auf den Wert und die Funktion von Analogien, Vergleichen etc. wohl nicht trivial, dass Kuhn aber ebenfalls Darwins Theorie heranzieht: „The analogy that relates the evolution of organisms to the evolution of scientific ideas can easily be pushed too far. But with respect to the issues of this closing section it is very nearly perfect. The process described [...] as the resolution of revolutions is the selection by conflict within the scientific community of the fittest way to practice future science. The net result of a sequence of such revolutionary selections, separated by periods of normal research, is the wonderfully adapted set of instruments we call modern scientific knowledge. Successive stages in that developmental process are marked by an increase in articulation and specialization. And the entire process may have occurred, as we now suppose biological evolution did, without benefit of a set goal, a permanent fixed scientific truth, of which each stage in the development of scientific knowledge is a better exemplar“ (Kuhn 1970, 172f.).

³⁰ Nicht umsonst stammen die Musterbeispiele fast aller Wissenschaftstheorien aus den ‚prototypischen‘ Naturwissenschaften wie Physik, Astronomie, Chemie, und es wird dabei nicht selten (wie etwa bei Kuhn – wir kommen weiter unten darauf zurück) betont, dass eine Übertragung auf geisteswissenschaftliche Disziplinen nur mit Abstrichen möglich ist.

ren und vollständig rationalisierten Wissensfortschritt anvisieren – das sind insbesondere Flecks Denkstil-, Kuhns Paradigmen- und Toulmins Ideenpopulationslehre.

Ein zweites methodisches Standbein unserer Untersuchung ist eine elaborierte Form der Erfassung und (zumeist fachinternen) Kommunikation historischer Erkenntnisentwicklungen in Bezug auf einen Gegenstandsbereich beziehungsweise eine mit diesem Gegenstandsbereich sich befassende Disziplin, den wir als *kritische* oder *prinzipiengeleitete Historiografie* bezeichnen können. Für die Sprachwissenschaft hat diesen Ansatz („linguistic historiography“) in besonderer Weise E.F. Konrad Koerner ausgearbeitet und in einer beeindruckenden Zahl von Publikationen (vgl. insb. die Aufsatzsammlungen Koerner 1978g, 1989a, 1995c, 1999a, 2004, 2014) auf einzelne Autoren, Begriffe, disziplinäre Konstellationen, paradigmatische Ansätze, Zeitabschnitte, Denkströmungen, oder allgemeiner gesagt: auf Ideenentwicklungen in der Geschichte der Sprachwissenschaft angewandt.³¹ Viele der Inhalte dieses Ansatzes finden wir aber auch in anderen, oft weniger nachdrücklich konzeptualisierten historiografischen Zugängen, wie zum Beispiel in den von Haßler und Neis in der Einleitung zu ihrem *Lexikon sprachtheoretischer Grundbegriffe des 17. und 18. Jahrhunderts* (2009, 1 ff.) kritisch eruierten „Aufgaben für die heutige Geschichtsschreibung der Sprachtheorien“ (ebd., 6).

In seinen theoretischen Ausführungen differenziert Koerner (1978c, 1995b), im Rahmen einer Herleitung des von ihm propagierten Konzeptes, zwischen drei etablierten Typen der linguistischen Geschichtsschreibung:

- einer *zusammenfassenden*, der das Verständnis zugrunde liegt, dass ein wissenschaftliches (Etappen-)Ziel der Disziplin erreicht ist, und die mit dem Anspruch antritt, den (als linear verstandenen) Weg dorthin für nachfolgende Forschergenerationen festzuhalten (z.B. Benfeys *Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie*, 1869);
- einer *propagandistischen*, in welcher der bisherige Erkenntnisweg der Disziplin als inakkurat und unwissenschaftlich verworfen wird und ein bestimmter, rezenter Text oder Ansatz erst den Beginn ihrer wissenschaftlichen Karriere markiert (z.B. Chomskys *Cartesian Linguistics*, 1966);

³¹ Um die verschiedenen Perspektiven in der historiografischen Forschung Koerners an einigen, wenigen Beispielen zu skizzieren: Er hat gearbeitet zu Saussure und zu H. Paul, zu den Konstellationen Schleicher-Haeckel und Saussure-Gabelentz, zum schleicherschen und saussureschen Paradigma, zur junggrammatischen „Doktrin“ und der Frage ihrer Paradigmenhaftigkeit, zum Phonembegriff oder auch zur besonderen Bedeutung des Jahres 1876 für die Geschichte der Sprachwissenschaft (Koerner 1973, 1978a, 1978b, 1978d, 1978f, 1978h, 1981, 1988, 1989b, 1995d).

- und einer *rekonstruierenden*, in welcher die historische Entwicklung der Disziplin unvoreingenommen, das heißt ohne einen bestimmten Ansatz, Autor oder Text als Drehpunkt, nachvollzogen wird und Erkenntnisse als kontinuierlich aufeinander aufbauend beschrieben werden (z.B. Arens' *Sprachwissenschaft*, 1955).

Von diesen möchte Koerner einen vierten Typ abheben und etablieren: eine *von methodischen Prinzipien geleitete* Geschichtsschreibung der Sprachwissenschaft, eine „principled manner of writing the history of the study of language“, gegenüber einem traditionellen Historiografieverständnis als „(merely) recording the history of linguistic research“ (Koerner 1995a, 7). Diese „linguistische Historiografie“ versteht sich deshalb nicht als untergeordnetes, ergänzendes Element der Disziplin Sprachwissenschaft, sondern als eigene Wissenschaft, als den gleichen Ansprüchen an Exaktheit und Unvoreingenommenheit verpflichtete und gleichwertigen methodologischen Prinzipien folgende Tätigkeit wie die Disziplin selbst und ist ihr damit, wenn auch nicht unbedingt gleichgestellt, so doch nebengeordnet, in einer Funktion ähnlich der, die die Wissenschaftsgeschichte(n) für die Naturwissenschaft(en) erfüllen (Koerner 1995b, 6). Wir wollen sie in diesem projektierten, idealisierten Sinn – denn die Entwicklung ihrer genauen Methode versteht Koerner explizit als Projekt³² – für die vorliegende Arbeit adaptieren, allerdings unter dem transparenteren Begriff der *kritischen Historiografie*, den Koerner (1978e) unter Verweis auf Friedrich Nietzsche und dessen ähnlicher Differenzierung zwischen *monumentalischem*, *antiquarischem* und *kritischem Geschichtsstudium* auch gewissermaßen lizenziert.³³

Was sind nun die Voraussetzungen, Aufgaben und methodischen Leitlinien dieser *kritischen Historiografie*? Koerner formuliert einige seiner diesbezüglichen Vorstellungen in einer kompakten Passage:

Undoubtedly, the setting up of the very bases of a historiography of linguistics, a field of inquiry whose biases should be only in favor of re-establishing the most important facts of our linguistic past *sine ira et studio* and explain-

³² Zum Beispiel Koerner (1995b, 12): „Yet in the absence of accepted guidelines for the treatment of the history of linguistics [...], an attempt should be made to develop principles of research and procedures of historiographical work in linguistics. In the meantime, concepts such as ‘disciplinary matrix’ and ‘climate of opinion,’ ‘continuity’ versus ‘discontinuity,’ ‘evolution’ versus ‘revolution,’ ‘mainstream’ versus ‘undercurrent,’ ‘data-orientation’ versus ‘theory-orientation,’ and others have become widely accepted terms even if there is not always unanimity with regard to their purport and the scope of their applicability.“

³³ „What I understand by this term [historiography, SP] appears to be much in line with Nietzsche’s third method, the critical one, of treating history“ (Koerner 1978e, 65).

ing, as much as possible, the reasons for the changes of direction and emphasis, and for possible discontinuity that can be observed, places high demands on individual scholarship, breadth of scope, and depth of learning, requiring an almost encyclopedic knowledge on the part of the investigator, given the almost interdisciplinary nature of this activity. Furthermore, it demands a capacity for synthesis, a faculty for distilling the essentials from the mass of empirical facts that may be gleaned from the primary sources. In other words, to use a contemporary distinction, the historiography of linguistics has to be “theory-oriented,” not “data-oriented,” though no doubt much reading of the original sources still will have to be done in order to establish adequately the basic facts in the development of the discipline. (Koerner 1995a, 8, Hervorh. i. Orig.)

Fundiertes Fachwissen, Unvoreingenommenheit gegenüber dem Gegenstand, die Fähigkeit und Bereitschaft zum Blick weit über die Disziplinengrenzen hinaus sowie zur Synthese und Destillation von Ergebnissen gehören zu den unbedingten Voraussetzungen kritischer historiografischer Arbeit. Ihre Aufgabe ist es nicht, anhand gegebener Daten und Datensätze eine lineare oder telische Chronologie der Ereignisse aufzustellen, sondern sie soll die Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der Erkenntnisentwicklung, die Orientierungen und Richtungswechsel, die Schwerpunktsetzungen der Wissenschaftler und die entsprechenden Kausalitäten oder zumindest *plausible Begründungen dafür* herausarbeiten. Aus methodischer Sicht muss diese Tätigkeit vor allem den allgemeinen und spezifischen theoretischen Standpunkten *hinter* den historischen Daten – das heißt vor allem den Primärtexten – nachspüren, und dafür ist wiederum ein vornehmliches Interesse an und ein intensives Studium gerade dieser Primärtexte erforderlich. Zur Deutung und Kontextualisierung greift die kritische Historiografie auf geschichtstheoretische, wissenschaftstheoretische und wissenssoziologische Theorien und Modelle zurück, jedoch immer in dem Bewusstsein, mittel- oder langfristig ihre eigene Methode und Philosophie zu entwickeln (ebd., 12). Drei konkrete Arbeitsprinzipien sollen darüber hinaus die Gefahr der (in früheren Geschichtsschreibungen häufigen) Verfälschung oder Verzerrung historischer Ideen und Reflexionen sowie der ihnen zugrunde liegenden Intentionen minimieren: die historische und intellektuelle Kontextualisierung, die werk- beziehungsweise textimmanente Interpretation und das Transparentmachen der begrifflichen und konzeptuellen Werkzeuge, mit denen die Analysegrundlage (meist sind es Primärtexte) dem modernen Leser erschlossen beziehungsweise zugänglicher gemacht wird (ebd., 14). Ein weiteres von Koerner hervorgehobenes methodisch-analytisches Element ist schließlich die aufmerksame Differenzierung zwischen *direkten* und *indirekten Einflüssen*, zwischen Impulsen also, die von einem Autor oder einem Text auf einen anderen wirken, und solchen, die eher aus gemeinsamen Erfahrungen, einer vergleichbaren Ausbildung, (wissenschaftlichen) Trends oder einem allgemeinen, intellektuel-

len Klima‘, einem *Zeitgeist* herrühren.³⁴ Direkte Einflüsse lassen sich zum Beispiel anhand von ausdrücklichen Verweise oder Textparallelen festmachen; die vornehmliche Aufgabe der kritischen Historiografie ist aber die Erörterung jener tendenziell indirekten Einflüsse, die sie über ihre interdisziplinär kontextualisierenden Perspektiven zu erschließen in der Lage ist.

Ein mit dem des *Einflusses* eng verwandtes Problem ist das des *Ursprungs* beziehungsweise der *Innovation*, das uns in dieser Arbeit freilich in besonderem Maße beschäftigt. Anders als bei den Begriffen, die eine theoriespezifische oder, bei entsprechender Attraktivität, auch paradigmatische Bedeutung oft von einem bestimmten Autor, in einem bestimmten Text zugesprochen bekommen (man denke an Newtons Begriff der *Kraft*, Antoine de Lavoisiers *Sauerstoff*, oder auch Chomskys *language acquisition device*), werden die hinter den Begriffen liegenden Konzepte (und mutatis mutandis ganze Paradigmen) fast nie in einem konkreten Text oder durch einen konkreten Autor geprägt. Konzepte sind vielleicht prototypisch *indirekte Innovationen* (und analog *indirekte Einflüsse*), in dem Sinne, dass bei ihrer Adaptation im Rahmen einer spezifischen Theorie oder durch einen Autor wohl immer auf etwas zurückgegriffen oder aufgebaut wird, das schon in der einen oder anderen, jedenfalls selten in (semantisch etc.) identischer Form im Raum steht, etwa weil es in anderen epistemischen Bereichen (in anderen Wissenschaften, in der Philosophie oder auch in der Literatur) bereits verwendet und diskutiert wird (zum Beispiel vor Lavoisier das Konzept des ‚Phlogistons‘ beziehungsweise der ‚dephlogistisierten Luft‘), oder weil es, allgemeiner, Teil des ‚intellektuellen Klimas‘ oder Zeitgeistes beziehungsweise, um mit Toulmin zu sprechen, einer kontemporären Ideenpopulation ist. Eben auf dieser Beobachtung der Ideenumwandlung gründen sich letztlich die wissenschaftstheoretischen Ansätze zum Beispiel Flecks und Toulmins.

Die Leistung Einzelner, oder zumindest einer konkreter erfassbaren Gruppe von Individuen, in Bezug auf die Konzepte und Paradigmen besteht

³⁴ Koerner greift dabei z.B. auf C.L. Beckers Konzept des ‚climate of opinion‘ zurück, das er für „particularly useful in mapping out the intellectual atmosphere of a given period in which certain ideas flourished, were received, or rejected“ hält (1995a, 10). Er zitiert Beckers Darstellung des Konzeptes: „Whether arguments command assent or not depends less upon the logic that conveys them than upon the climate of opinion in which they are sustained. What renders Dante’s argument or St Thomas’s definition meaningless to us is not bad logic or want of intelligence, but the medieval climate of opinion – those instinctively held conceptions, in the broad sense, that Weltanschauung or world pattern – which imposed on Dante and St Thomas a peculiar use of the intelligence and a special type of logic. To understand why we cannot easily follow Dante or St Thomas it is necessary to understand (as well as may be) the nature of this climate of opinion“ (Becker 1932, zit. nach ebd.).

also häufig oder sogar vornehmlich in der Adaptation oder Synthese vorhandener Ideen in einer ansprechenden Theorie, zu einer bestimmten Zeit und oft auch im Rahmen eines (zum Beispiel durch den Publikationskontext) besonders populären, das heißt breit rezipierten Textes. Das Resultat im Hinblick auf die verfügbare Ideenpopulation können wir, abermals mit Toulmin, als *Ideenauslese* erfassen. Diese Überlegung beinhaltet auch – und die Wissenschaftsgeschichte ist voll von solchen Episoden –, dass andere Autoren in anderen Texten zeitgleich, oder nur geringfügig versetzt, und unabhängig zu qualitativ vergleichbaren Ergebnissen gelangen können, denen aber kein vergleichbarer Ruhm zufällt (zum Beispiel Alfred Russel Wallace gegenüber Darwin). Auch dieser Tatsache tragen zum Beispiel Fleck und Kuhn Rechnung, indem sie die linearisierende, oft revolutionistische Geschichtsschreibung einer Disziplin als Merkmal der wissenschaftlichen Arbeit in ihre Theorien aufnehmen.

Methodisch muss daraus das abgeleitet werden, was Koerners ‚linguistische Historiografie‘ schon für die Kategorie des *Einflusses* geltend gemacht hat: Es ist oft nicht zielführend, den Ursprung eines Konzeptes, einer Idee, eines Bildes oder Modelles bei einem bestimmten Autor oder in einem bestimmten Text zu suchen. Vielmehr muss das intellektuelle Umfeld, der Zeitgeist, die im Umlauf befindliche Ideenpopulation beobachtet und in die Suche nach den *Ursprüngen* einbezogen werden.³⁵ Das gilt, um langsam wieder in den Gegenstandsbereich dieser Arbeit überzuleiten, in besonderer Weise auch für jene Konzepte und Bilder, die so nachhaltig präsent in einer Ideenpopulation, so tief verankert in einer Denktradition (in unserem Fall der abendländisch-westlichen) sind, dass man von regelrechten Archetypen sprechen kann – wie zum Beispiel für den Lebens- beziehungsweise Stammbaum (vgl. Davis 1987; Koerner 1987; Roggenbuck 2005). Sein Weg in die europäische Sprachwissenschaft, wo er ab dem 19. Jahrhundert ein auch für unser Thema zentrales Ordnungsprinzip abbildet, führt zurück über die Renaissance und das Mittelalter bis zum römischen Polyhistor Marcus Terentius Varro und letztlich (aber sicher auch hier nicht im Sinne eines *letzten* Ursprungs) in die Konzeptwelt der Heiligen Schriften des Juden- und Christentums.

Es wird deutlich, dass die beiden methodischen Standbeine dieser Arbeit, die Wissenschaftstheorie und die kritische Historiografie, eng zusammenhängen und sich sinnvoll ergänzen. Wissenschaftstheoretische Ansätze stellen einen zentralen Interpretationsrahmen für die kritisch-historiografischen Kontextualisierungen, und sie beinhalten in unserem speziellen Fall, in dem wir

35 Vgl. auch Hurch (2009, 497): „Die Primatsdiskussion in der Wissenschaftsgeschichte ist in der Regel wenig erbaulich; viel wichtiger und vor allem interessanter scheint es, Entstehungsbedingungen nachzuvollziehen.“

vorzugsweise mit den Theorien Flecks, Kuhns und Toulmins arbeiten wollen, auch bereits eine ausdrücklich wissenssoziologische Perspektive (zum Beispiel in Flecks Konzept des *Denkkollektivs*).

2.3 Erkenntnisentwicklung in der Sprachwissenschaft und die Umriss des Sprachkontaktparadigmas

Wir sind nun in der Lage, den Gegenstand und das Vorhaben dieser Arbeit genauer zu erfassen. Unter Rückgriff auf wissenschaftstheoretische Ansätze wie Flecks, Kuhns und Toulmins soll die Wissensentwicklung in der Sprachwissenschaft, im Rahmen einer Prämisse, als im Allgemeinen nicht-lineare Abfolge, sondern als Denkstil- beziehungsweise Paradigmenwandel oder im toulminischen Vokabular (und konzeptuell vielleicht etwas makroskopischer angelegt) als Wandel von Ideenpopulationen aufgefasst werden.³⁶ Als spezifisches Werkzeug soll uns im Umgang mit dem Gegenstandsbereich dieser Arbeit (sowie mit Phänomenen mit vergleichbarem Gehalt) Kuhns Begriff des *Paradigmas* dienen, so wie er im vorigen Kapitel definiert wurde – das heißt in einer deutlich konkreteren Bedeutung als die auch in Auseinandersetzungen mit denkhistorischen Ereignissen in der Linguistik freilich längst popularisierte.³⁷ Wir wollen an diesen Begriff aber nicht Kuhns zyklische und revolutionistische Auffassung der Wissensentwicklung koppeln, die auch für eine spezifische Anwendung in der Linguistik schon verschiedentlich diskutiert beziehungsweise kritisiert worden ist (z.B. Percival 1976; Koerner 1978a, 1978f, 1999b),³⁸ sondern wollen wiederum ein evolutionistisches Verständnis des Ideenwandels ansetzen, wie es von

³⁶ Diese Auffassung ist für die Geschichte der Sprachwissenschaft schon verschiedentlich vorgebracht worden, z. B. von Isaatschenko (1980, 85) mit Blick auf das späte 19. und 20. Jahrhundert: „Die Geschichte der Sprachwissenschaft der letzten 100 Jahre läßt sich nicht als lineare Entwicklung darstellen. Sie stellt vielmehr die Abfolge höchst unterschiedlicher wissenschaftlicher Modelle oder Paradigmen dar, die sicherlich zueinander in einem direkten Verhältnis stehen, aber kaum linear erklärt werden können.“

³⁷ Der Begriff wird in der (insbesondere nicht historiografischen bzw. im engeren Sinne historisch interessierten) linguistischen Literatur unspezifisch und semantisch sehr flexibel verwendet; er bezeichnet dort neben der hier anvisierten Bedeutung z. B. auch einzelne Theorien, Modelle oder einschlägige Texte. Analog meint dort *Paradigmenwechsel* (ähnlich wie z. B. *Quantensprung*) oft nicht mehr als eine kluge Einsicht, einen innovativen Gedanken.

³⁸ Ein besonders eindrucksvolles Beispiel für eine ‚Revolution‘ in der Linguistik scheint dabei Chomskys generativistischer Ansatz abzugeben, der entsprechend häufig, aber keineswegs mit einheitlichen Ergebnissen, in diesem Kontext diskutiert wurde (z. B. Searle 1972; Newmeyer 1986; Harris 1993; Joseph 1995).

Fleck und Toulmin vorgebracht wurde. Auch einschneidende Wissensentwicklungen wollen wir mit den beiden Letztgenannten *grundsätzlich* als Ergebnisse kollektiver Dynamiken statt individueller Leistungen fassen und zur Bezeichnung dieser (notwendig immer etwas im Metaphysischen verbleibenden) Dynamiken Koerners Begriff des „intellektuellen Klimas“ oder auch Toulmins „Ökologie des Geistes“ übernehmen. Allerdings werden in unserer Analyse, da sie überwiegend an Primärtexten stattfindet, unausweichlich auch individuelle Leistungen thematisiert werden sowie konkrete Einflussnahmen bestimmter Autoren auf andere zu benennen sein. In wenigstens einem konkreten Fall wird uns darüber hinaus Poppers Falsifikationsbegriff noch einmal beschäftigen.

Kuhns Paradigmenbegriff auf die Sprachwissenschaft zu übertragen, eröffnet die spannende Frage, ob dieses Fach *grundsätzlich* die Bedingungen für eine Qualifikation als ‚Normalwissenschaft‘ aufweist – und falls ja, wann in seiner Geschichte und unter welchem konkreten Paradigma es diese Qualifikation erlangt haben könnte. Kuhn selbst zeigt sich skeptisch, ob seine Theorie überhaupt auf die Geistes- beziehungsweise „Gesellschaftswissenschaften“ übertragbar ist – seiner Auffassung nach erfüllt (noch) keine von ihnen die Voraussetzungen für eine ‚Normalwissenschaft‘ im definierten Sinn: „[I]t remains an open question“, schreibt er, „what parts of social science have yet acquired such paradigms at all. History suggests that the road to a firm research consensus is extraordinarily arduous“ (Kuhn 1970, 15). Eine einfache Übertragung von Kuhns Theorie auf die Sprachwissenschaft verbietet sich schon aus diesem Grund: Es gibt bis heute kein einheitliches Paradigma, das die Arbeit der gesamten sprachwissenschaftlichen *scientific community* leitet; das Fach erfüllt deshalb nicht die Definitionskriterien, um eine ‚Normalwissenschaft‘ im kuhnischen Sinne darstellen zu können.

Dennoch gibt es Beobachtungen einer ‚paradigmatischen‘ oder ‚denkstilhaften‘ Forschung in der Sprachwissenschaft, genauso wie Bemerkungen zu Umbrüchen, radikalen Neuerungen, zu ‚Paradigmenwechseln‘, und ebenso Diskussionen um den Status einer bestimmten Entwicklung auch schon aus der Zeit vor den großen wissenschaftstheoretischen Entwürfen des 20. Jahrhunderts. Ein schönes Beispiel bietet noch einmal Schuchardt, der 1922 schreibt:

Lassen wir unsere Augen über das wellige Gelände der Sprachwissenschaft schweifen, so werden wir durch den Anblick so vieler Umgrenzungen, Parzellierungen, Wegweisungen verwirrt. Aber alles ist berechtigt – bis zu einem gewissen Punkt; überall steckt ein gesunder Kern. Es muß darum gekämpft werden; in der Wissenschaft bedeutet Kampf den Fortschritt. Kein Ideal darf für uns der idyllische Zustand sein, wo wir, von den großen Fragen nicht mehr beunruhigt, uns ganz der Rahmenarbeit nach Vorzeichnungen widmen könnten. Man hört jetzt: in der Sprachwissenschaft kriselt es; das ist ein gutes Wort. (1922, 206f.)

Ascoli hat wiederholt (in den achtziger Jahren) und, wie mir schien und noch scheint, mit ebensoviel Recht wie Entschiedenheit der neuen [d.h. der junggrammatischen, SP] Schule jede wirkliche Neuheit in den Prinzipien oder gar der Methode abgesprochen. Hat sich im Laufe des letzten halben Jahrhunderts überhaupt ein Umschwung vollzogen, so eher in entgegengesetzter Richtung, wenn auch ein allmählicher und nicht so bemerkbarer wie der Aufruf der andern: es ist, kurz gesagt, der psychologische Faktor gegen den physiologischen in den Vordergrund gerückt, der soziale Charakter der Sprache an die Stelle des natürlichen Organismus gesetzt worden. Dessen starrster Vertreter war A. Schleicher, den man, wegen seiner Auffassung der Lautgesetze, den Vater der Junggrammatiker genannt hat. (Ebd., 207)

Eine angepasste Übertragung, unter Verzicht des Normalwissenschaftsbegriffes (und des gesamten zyklischen Modells), scheint deshalb möglich und freilich auch sinnvoll und ist ebenfalls durch den in Kuhn (1970) überarbeiteten Paradigmenbegriff legitimiert.³⁹ Wir können dann *bestimmte Stoßrichtungen* der Sprachwissenschaft, die oft auch für eine gewisse Zeit wenigstens quantitativ dominieren, als paradigmatische erfassen, in dem Sinne, dass ihre Anhänger sich einem einzigen Paradigma verpflichten. Wir wollen in diesem Buch zum Beispiel die historisch-vergleichende, die strukturalistische oder die generativistische Sprachwissenschaft als paradigmatisch in diesem Sinne verstehen.⁴⁰ In einer nur leicht angepassten Perspektive lassen sich unter den gleichen Maßgaben auch Paradigmen definieren, denen sich eine heterogenere Gemeinschaft verpflichtet fühlt, welche sich auf mehrere solcher Stoßrichtungen oder auch Disziplinen verteilt. Diese (Makro-)Paradigmen bringen Elemente zusammen, die auch in spezifischen Paradigmen bestimmter Stoßrichtungen Berücksichtigung finden, dort aber jeweils unterschiedliche Gewichtung erfahren – sie stel-

³⁹ Kuhn erkennt an, dass seine erste Erfassung des Paradigmenbegriffes zirkulär ist, und trennt als Konsequenz die wissenschaftliche Gemeinschaft phänomenologisch von ihrem Paradigma. Damit lässt sich der Begriff (wie im vorigen Abschnitt definiert) auch ohne Rückgriff auf die Normalwissenschaft bzw. das kuhnsche Modell als Ganzes heuristisch nutzen: „The term ‘paradigm’ enters the preceding pages early, and its manner of entry is intrinsically circular. A paradigm is what the members of a scientific community share, and, conversely, a scientific community consists of men who share a paradigm. Not all circularities are vicious [...], but this one is a source of real difficulties. Scientific communities can and should be isolated without prior recourse to paradigms; the latter can then be discovered by scrutinizing the behavior of a given community’s members“ (Kuhn 1970, 176).

⁴⁰ Koerner (1978f) beschreibt z.B. das „schleichersche“ und das „saussuresche Paradigma“. Exemplarisch auch Koerner (1978b, 138, Hervorh. i. Orig.) in Bezug auf F. de Saussure und H. Paul: „[I]t should by now have become eminently clear that the *Cours* marks the beginning of a new era in general linguistic theory, the inception of a new paradigm, to use a modern term, rather than the summing-up of ideas prevailing at a given period – as can be said without pejorative associations of Paul’s *Prinzipien*“.

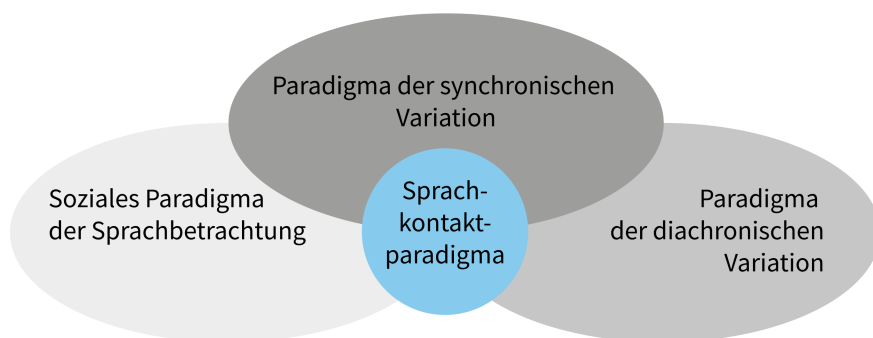


Abb. 1. Das Sprachkontaktparadigma und seine Fundierung in anderen Paradigmen der Sprachwissenschaft

len sozusagen eine Schnittmenge verschiedener Stoßrichtungen dar, die vielleicht mit dem toulminischen Begriff der Ideenpopulation etwas besser erfasst ist.⁴¹ Drei solche Paradigmen bringen uns der genauen Bestimmung unseres Gegenstandes näher. Wir wollen sie das *soziale* oder *soziologische Paradigma der Sprachbetrachtung* und die *Paradigmen der synchronischen* sowie der *diachronischen Variation* nennen: Die ersten beiden beinhalten – um den Aspekt der kommunitären Heterogenität kurz zu illustrieren – Elemente, die auch in den spezifischeren Paradigmen zum Beispiel der Soziolinguistik oder des Strukturalismus berücksichtigt sind, das dritte hingegen solche, die heute in den Paradigmen sicherlich aller Stoßrichtungen der Sprachwissenschaft eine Rolle spielen, obgleich ihre Bedeutung dort sehr unterschiedlich bewertet wird.

Das *Sprachkontaktparadigma*, als Gegenstand dieser Arbeit, wollen wir – in Form einer Hypothese, die in den nachfolgenden Analysen konkretisiert und bekräftigt werden soll – als inhaltlich wie auch historisch in diesen drei, ihm deshalb übergeordneten Paradigmen *fundiert* (im Sinne von Ludwig, Mühlhäusler und Pagel 2019b) begreifen. Diese Fundierung lässt sich grafisch zum Beispiel so wie in [Abbildung 1](#) veranschaulichen.

Die Erfassung des Gegenstandsbereiches Sprachkontakt beziehungsweise kontaktbedingter Sprachwandel als eigenständiges Paradigma ist dabei keine

⁴¹ Kuhn (1970, 177) beschreibt eine vergleichbare Hierarchisierung bei den wissenschaftlichen Gemeinschaften (bzw. den fleckschen Denkkollektiven): „Communities in this sense exist, of course, at numerous levels. The most global is the community of all natural scientists. At an only slightly lower level the main scientific professional groups are communities: physicists, chemists, astronomers, zoologists, and the like.“

Innovation der vorliegenden Arbeit. Wir können auf Präzedenzfälle wie etwa Földes (2010, 134) zurückgreifen:

Obwohl das Studium von Sprachkontakten in der letzten Zeit in der internationalen Forschungsliteratur durch zahlreiche Untersuchungsthemen, Analyseaspekte und -methoden bereichert wurde [...], zählt die Erforschung dieses Gegenstandsbereichs nach wie vor nicht zu den führenden Paradigmen der Sprachwissenschaft [...].

Diese Fälle teilen allerdings überwiegend das Merkmal der Unterspezifizierung,⁴² das heißt Sprachkontakt wird hier im Sinne einer offenbar intuitiv zu erfassenden Systematik als Paradigma geführt – ein Umstand, den wir in dieser Arbeit freilich nicht ohne Weiteres akzeptieren können. Wir wollen das Sprachkontaktparadigma deshalb operativ erfassen als eine spezifische, organisierte, aber generell offene Konstellation aus theoretischen Grundannahmen, Modellen, Begriffen, Methoden, Standardproblemen und -lösungen sowie ‚emblematischen‘ Texten, Handbüchern und Lehrwerken zum Gegenstandsbereich Sprachkontakt beziehungsweise kontaktbedingter Sprachwandel. Konkret lässt sich diese Konstellation in die nachfolgenden Ebenen und Elemente aufschlüsseln, und zwar, wie die späteren Analysen genauer belegen werden, in einer deutlichen Kontinuität von der Zeit der Formierung des Paradigmas im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bis zur Kontaktlinguistik der Gegenwart.

Die **Hauptthesen** des Sprachkontaktparadigmas:

- T1: Kontaktbedingter Wandel findet zu jeder Zeit in allen (aktiv gesprochenen) Sprachen statt und kann alle sprachlichen Bereiche betreffen. Es gibt keine völlig kontaktunversehrte Sprache (*Universalie des kontaktbedingten Sprachwandels*).
- T2: Kontaktbedingter Wandel verändert Sprachen diachronisch in unterschiedlichem Maße (*Prozess- und Ergebnisdivergenz des kontaktbedingten Sprachwandels*).
- T3: Kontaktbedingter Sprachwandel kann kontaktbeteiligte Sprachen so stark verändern, dass das Kontaktergebnis von Sprechern wie auch von Linguisten als neues Drittes neben den Ausgangssprachen begriffen wird; er kann, mit anderen Worten, neue Sprachen generieren (*Schöpfungspotential des kontaktbedingten Sprachwandels*).

Diese Thesen gründen auf wenigstens drei **Prämissen**, die es aus den oben genannten, dem Sprachkontaktparadigma übergeordneten Paradigmen rekrutiert:

⁴² Spezifischer, aber primär im Rahmen seines eigenen Modelles des kontaktbedingten Sprachwandels, verwendet den Paradigmenbegriff Johanson (2002).

- P1: Eine (Einzel-)Sprache ist eine Abstraktion von Varietäten, die sich noch über die Ebene des Idiolekts hinaus differenzieren lassen (*Universalie der sprachlichen Variation*).
- P2: Sprache erfüllt vornehmlich sozial-kommunikative Funktionen. Ihre Verwendung ist deshalb überwiegend auf den intersubjektiven Austausch begrenzt und jeder Austausch dieser Art muss im Sinne von P1 als Sprachkontakt verstanden werden (*Sozialer Charakter der Sprache*).
- P3: Sprache verändert sich historisch, und sie verändert sich historisch *gleichförmig*, das heißt nach den gleichen Kausalfaktoren, die prinzipiell auch in der Gegenwart zu beobachten sind (*Uniformitarianistisches oder aktualistisches Prinzip*).

Das Sprachkontaktparadigma verfügt darüber hinaus über mindestens zwei **Basismodellierungen** des kontaktbedingten Sprachwandels, die in divergierender Ausgestaltung und Schwerpunktsetzung einmal (synchronisch) verschiedene Praxen oder Prozesse des kontaktbedingten Sprachwandels wie ‚Entlehnung‘ beziehungsweise *Kopieren*, *Sprachwechsel* und *Alternanz*,⁴³ und einmal (diachronisch) verschiedene Resultate oder besser Resultatgruppen wie *Veränderung von A durch Kopien aus B*, *Mischung von A und B in C*, und *Veränderung von B durch Wechsel von und Kopien aus A* unterscheidet. Die Resultate umfassen verschiedene Grade und teilweise auch Übergänge zwischen den Resultaten, aber auch mehr oder weniger standardisierte Typen, insbesondere bei den Misch- oder Kontaktsprachen, wie *Kreol*, *bilinguale Mischsprache*, *Pidgin* und andere (z.B. Winford 2003; Pagel 2015; Velupillai 2015).⁴⁴ Weil ihre **Methode** vornehmend korpusbasiert, empirisch-analytisch ist (in Abgrenzung zu rationalistischen, theoretisch-heuristischen Methoden), gibt es empirische **Standardbeispiele** für die unterschiedenen Prozesse und Resultate beziehungsweise entsprechend anerkannte, und mitunter auch umstrittene Zuordnungen (zum Beispiel bei den Kreolsprachen). Das Sprachkontaktparadigma verfügt über generationenübergreifende **Standardprobleme** oder -fragen, wie zum Beispiel die, inwiefern das Standardmodell der genealogischen Sprachverwandtschaft (*Stammbaum*), das die kontaktbedingte, *horizontale* Weitergabe von sprachlichen Merkmalen nicht berücksichtigt, zu ergänzen oder zu ersetzen sei, oder

⁴³ Zu diesen Begriffen vgl. Johanson (2002); Pagel (2015); Ludwig, Mühlhäusler und Pagel (2019b); Kriegel, Ludwig und Salzmann (2019).

⁴⁴ Die Erforschung von Pidgin-, Kreol- und anderen Mischsprachen können wir deshalb als Subdisziplinen im Rahmen jeweils eigener Subparadigmen verstehen. Das kreolistische Paradigma dürfte von diesen Subparadigmen historisch, theoretisch und empirisch am besten greifbar sein.

die (auch aktuell wieder stark diskutierte) Frage, ob Kreolsprachen einen eigenen, synchron identifizierbaren Sprachtyp darstellen.

Alle bisher genannten Elemente des Paradigmas sind wiederum mehr oder weniger explizit in den für das Paradigma ‚**emblematischen**‘ Texten, das heißt solche mit zentraler historischer oder theoretischer Bedeutung, angelegt. Dazu gehören zum Beispiel die ‚Gründungsschriften‘ der Disziplin Kontaktlinguistik von Haugen und Weinreich, die von ‚Vordenkern‘ wie Schuchardt oder Addison Van Name, aber auch theoretisch einflussreiche Texte wie Bickerton (1981) oder Thomason und Kaufman (1988). Das Paradigma und (sehr begrenzt) seine Geschichte werden schließlich innerhalb der Disziplingrenzen und darüber hinaus vermittelt durch **Handbücher, Lehrbücher, Einführungen** etc. (z. B. Goebel et al. 1996; Winford 2003; Holm 2004a; Riehl 2004).

Diese operative Definition des Sprachkontaktparadigmas darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass es Spielräume gibt, in denen sich die kontaktbezogene Forschung bewegt und immer bewegt hat, dass auch manche Grundfragen der Kontaktlinguistik keineswegs abschließend besprochen sind – dass das Paradigma also keineswegs eine monolithische Struktur, ein geschlossenes System darstellt und im Sinne seiner kontinuierlichen Entwicklung (sei es innerhalb der kuhnschen ‚Normalwissenschaft‘ oder im hier mit Fleck und Toulmin angesetzten evolutionistischen Verständnis der Erkenntnisentwicklung) auch gar nicht darstellen kann.⁴⁵

⁴⁵ Darauf weist auch Földes hin. Im unmittelbaren Anschluss an die oben zitierte Passage heißt es (2010, 134): „Es lässt sich also ungeachtet der regen Entwicklung konstatieren, dass die Kontaktlinguistik (als linguistische Disziplin) nicht einmal bezüglich ihrer Grundfragen ganz geklärt ist und deswegen für Forscher eine inspirierende Herausforderung darstellt. Insbesondere, wenn man beachtet, dass Anfang des 21. Jahrhunderts der Kontaktlinguistik in mindestens zwei Dimensionen äußerste Aktualität zufällt: Einerseits auf der Objekt-Ebene (d. h. auf der Ebene der Sache selbst), denn anhand der über jedes bisherige Maß hinaus gehenden Intensität der sog. Globalisierung und der internationalen/interkulturellen Kommunikation finden heute auf weiten Strecken außerordentlich vielfältige und tiefgreifende Berührungen von Sprachen und Kulturen statt. Andererseits auf der Meta-Ebene (d. h. auf der Ebene der Reflexion), denn der gegenwärtige Entwicklungsstand der zur Untersuchung der Sprachenkontakte notwendigen Grund- bzw. Bezugsdisziplinen wie der (Makro-)Soziologie, der Soziolinguistik, der Sozialpsychologie, der Psycholinguistik, der Neurolinguistik, der Areallinguistik, der kontrastiven Linguistik u. dgl. kann zunehmend ein brauchbares – d. h. für kontaktologische Studien adaptierbares – Instrumentarium zur Verfügung stellen.“ – Was Földes hier vielleicht übersieht, ist, dass die noch ungeklärten Grundfragen der Kontaktlinguistik eigentlich ungeklärte (und möglicherweise nicht endgültig klärbare) Fragen der Sprachwissenschaft sind (z. B. der Sprachbegriff bzw. die Reifizierungsebenen des Untersuchungsobjektes).